BOM13

Redaktionelles Kollektiv
für unkonventionelle Redaktion

Magazin Ausgabe Nr.08 · Januar 2015 · Thema:

Überwachung

08

Illustration: Ann-Kathrin Radtke

Gestaltung: www.ire-bremen.de

Editorial

1949 erschien mit George Orwells „1984“ der Überwachungsroman schlechthin.

Was damals als mögliche Zukunftsvision galt ist heute zum Teil längst Realität geworden. Fast täglich erreichen uns neue Meldungen, wer uns alles aus den unterschiedlichsten Gründen überwacht.

Wie weit reicht die Überwachung durch die NSA heute? Was weiß »man« alles über uns von dem wir nicht wissen, dass man es weiß und inwieweit überwachen wir andere und uns selbst ohne das als solches wahrzunehmen? »Überwachung« stellte sich als ebenso sperriges wie interessantes Thema für das Redaktionskollektiv BOM13 heraus. Herausgekommen ist eine Mischung aus journalistischen Beiträgen, prosaischen und journalistischen Texten, lyrischen Einlassungen,, Bildern und Illustrationen.

Inhalt

Editorial

Kopfkissenschlacht mit einem Sack Nägel	*Sönke Busch*
Schuld als Beute	*Kornelia Otte*
Zensur	*Sylvia Roth*
Comic	*Max Vähling*
Der afghanische friedhof	*Martin Märtens*
An den Horizont	*Sabine van Lessen*
Schlaflos in Beers	*Matthias Höllings*
Mit Sicherheit	*Sila*
Wachen	*Gianna Lange*
Nächste Tür links	*Tobias Meyer*
Wireless Dreams	*Martin Märtens*
Wir lieben die Russen	*Phillip Bode*
Comic	*Max Vähling*
Zeitwache	*Yvonne Janetzke*
Einzelzimmer ohne Durchblick	*Matthias Höllings*
Im Visier der Staatssicherheit	*Steffi Urban*
Alles so schön bunt hier	*Harald Grobleben*

Impressum & Vitae

Kopfkissen-schlacht mit einem Sack Nägel

Sönke Busch

Illustration: Wilehad Eilers

Irgendwo bei Bremen, in Nebel und Schatten der Wümme, surrt sich eine Kamera durch den grauen Morgen des Blocklandes.

Es gibt nichts zu sehen, rein gar nichts, und die Wachsamkeit fällt der Kamera nicht sehr leicht.

Es ist eine für Kameras katastrophale Stelle, denn, zwar ziehen, huschen, ja konzentrieren sich Menschen des frühen Morgens durchs Blockland, allein jedoch, sie reden nicht, sie tun auch nichts, denn Fuß vor Fuß in Richtung Moor zu wandern. Nichts gibt es zu beobachten, noch weniger zu verraten. Alles ist in den Menschen verborgen, sie helfen der Kamera nicht. Sie geben nichts ab, sie teilen grad nichts, sie sind allein, sie sind nicht zu überwachen.

So ein Anfang wäre möglich für einen Roman, doch derer zum Thema der Überwachung sind beileibe genug geschrieben, Neues gibt es da nicht, lassen wir es sein. Alles das was heut geschieht, stand eh schon in den alten Büchern. Und nein, 1984 war, man gähne doch, ein Roman und keine Betriebsanleitung und Brave New World ist halt so, wie es ist. Und doch: Ein Problem haben alle diese Dystopien. Sie beschreiben den Schrecken von Morgen aus einer inneren Sicht eines todtraurigen Menschen bei schlechtem Wetter. Durchaus möglich ist es aber auch, all dies Düstere durch eine schönere Brille zu sehen. Was, wäre all den Figuren der Dystopien niemals etwas Schlimmes widerfahren! Aber das ist wohl bei vieler zeitgenössischer Kunst so: Fast spannender wäre es, würden die Gewinner nicht nur die große Geschichte, son-

Illustration: Wilehad Eilers

dern auch die kleinen Geschichten des Alltags schreiben. Ich weiß darum, wie schlimm es sein mag, überwacht und geknechtet zu leben, in ewiglicher Furcht meiner selbst dem Verrat anheim zu geben, die Angst des kleinen Rädchens im übergeilen Getriebe, doch interessanter fände ich ja fast, wäre 1984 nicht von unten, sondern von Oben geschrieben, ginge es doch darum, wie gut es doch Manchen geht. Doch das wäre dann endgültig nicht mehr zu ertragen, gerade für den gerne nickenden Leser, der hinter jedem Zukunftsroman eben diese "Gebrauchsanweisung", die große Verschwörung vermutet.
Schwer ist Erfolg durch ein Buch leichter zu erlangen als dadurch, dem deutschen Motzbürger die Chance zu schmierigen Empathie zu geben.

Wer gerne etwas gegen Überwachung sagen wollte, der kommt vielleicht weiter, wenn er nicht prophetisch in die Zukunft schweift. Es ist kein Geheimnis, dass es Dinge gibt, die ein kluger Mensch nicht tut, egal was geschieht und gerade in unserer Zeit, ein kluger Mensch sagt zu jeder Zeit: Spionier den Menschen nicht hinterher! Lies nicht den Chat und die SMS deiner Freundin, um alles in der Welt, ließ niemals den Internetverlauf eines Menschen, der dir lieb ist! Schneller ist eine Beziehung nicht zu zerstören. Wenig wird auch

Illustration: Wilehad Eilers

wahrgenommen das Geschenk der Lüge, welches durch Überwachung zerstört wird: Ein jeder Mensch mit Verstand sei anderen Menschen dankbar dafür, dass er ihn durch Lüge aus Liebe vor der schlechten Wahrheit schützt!

Doch dumm ist nicht nur in erster Linie der, der Dummes tut. Dumm ist auch und vor allem der, der dummes will. Und derer Dinge, die da dumm sind, sie sind da viele. Seltsam klingt es, aber es gibt oftmals wenige Dinge die so Dumm sind, wie Dinge wissen zu wollen. Viel wurde über die Dummheit jener gesagt, die Nichts mehr wollen, denn über alles informiert zu sein.

Die alten Neuseeländer sagen, wer ruhig schlafen will, der heirate keinen schönen Menschen. So wäre es wohl auch richtig, neuseeländisch wie deutsch, zu sagen: Wer in Ruhe regieren wollte, der regiere kein wissendes Volk. Insofern könnte einer ja schon einmal zum Anfang jedweder Verschwörungstheoretischer Idee widersprechen, denn wie dumm wäre denn ein Staatenherrscher, der nicht in der Lage wäre, seinem Volke eine Wahrheit vor zu enthalten, die sie gerne kennen würde. Fehlende Bildung ist ein Garant für einen ruhigen Regierungsalltag. Interessant dieses Wissen als geheim zu

Illustration: Wilehad Eilers

meinen.

Nun schreit natürlich, wie fast immer, irgendeiner: An dieser Stelle lasset uns nun einen Witz hören, denn theoretisch ist das alles nun genug! Und nun gut, so nehmet denn den Witz entgegen: Es ist ein Fragewitz, die Frage laute denn wie folgt: Wie viele Deutsche brauchen wir, um eine Glühbirne zu wechseln? Die lustige Antwort: Wir brauchen hierfür einen Deutschen.

Hier ein ganz anderer Gedanke. Stellen sie sich eine Welt ohne eine gemessene Zeit vor. Wir alle wissen genau, welches Jahr, welcher Tag, welche Stunde, Minute, ja Sekunde ist. Erfrischend, ja, wie ein verrückter Filou erscheint der Mensch, der fragt, welch Zeit denn grade herrscht, bei der Frage nach Sekund wirkt er noch wie ein Pedant, bei Minute normal, bei Stunde verwirrt, bei Tag Wagemutig, bei der Frage nach dem Jahr verrückt.

Wenn wir uns im unaufhaltsamen Strom der BigData befinden, müssen wir uns vielleicht andere Wege suchen, als immer nur die Möglichkeit des Fortschritts, um den Fortschritt zu bremsen. Dies wird nur schwer möglich sein, die Zeit ist nun mal ein Zug, mit dem wir gemeinsam durch die Geschichte Reisen. Doch lustig ist es, die grundlegenden

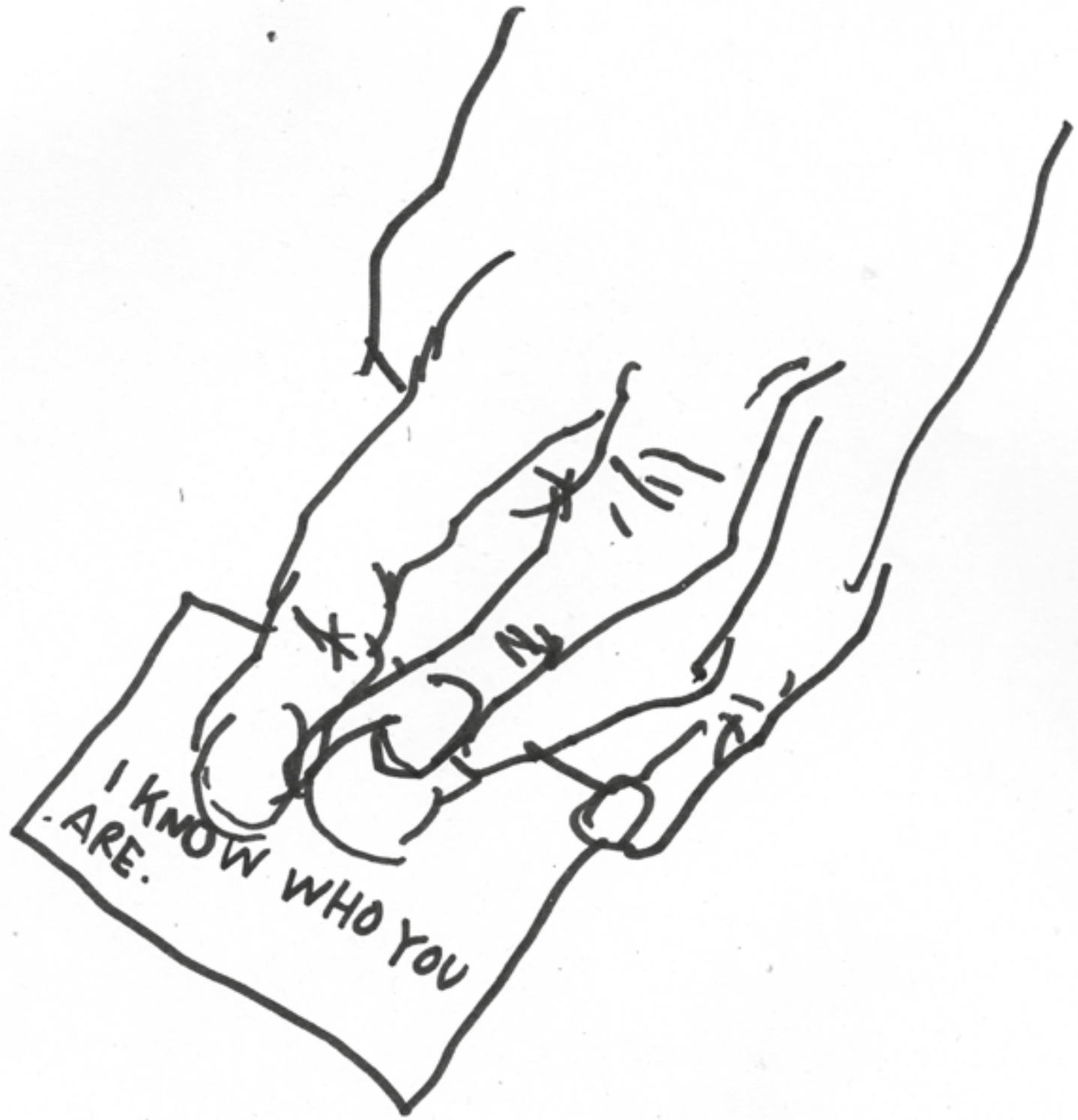


Illustration: Wilehad Eilers

Werkzeuge der Quantifizierung zu negieren. Schön der Mensch, der nicht in Metern misst, sondern in irgendwas, dass er sich selbst erdachte. Maßeinheiten ändern sich, nur noch kaum verbreitet ist das Wissen, das der "Moment" im Mittelalter eine Einheit war, welche ziemlich klar neunzig Sekunden definierte. Doch da schrie noch die Bevölkerung " Neunzig SeWAAAS?".

Der Aufstand gegen den Überwachungswahn braucht andere Waffen, Waffen außerhalb des Systems. Aktionen, die sich eben der Logik dieser neuen Welt entziehen. Vorsätzliche Dummheit und Naivität können eine dieser Chancen sein. Etwas nicht zu verstehen ist eine starke Waffe gegen die, die der Meinung sind, die Welt kategorisierbar und direkt verständlich zu machen.

Wer sich der Verwertungslogik entzieht, macht die eigene Überwachung nahezu unmöglich, weil er den Parameter der Logarithmen ein Schnippchen schlägt. Natürlich kann ein elektronisches System ohne Probleme aufgrund von Datensammlung errechnen, was ein Mensch im Grossen und Ganzen getan hat und noch tun wird. Was es jedoch nicht kann, ist auf einer tieferen Ebene zu erklären, warum Dinge getan werden. Wer den Menschen als stark und als ein We-

Illustration: Wilehad Eilers

sen begreift, welches in größten Teilen innerhalb einer Logik handelt, die mathematisch nicht zu erklären ist, hat gute Chancen, nicht endgültig zu verzweifeln. Ja, da gibt es sogar Hoffnung, im besten Sinne. Die Gedanken sind, na sie wissen schon, weiß ja jeder und mit viel Glück kann ein anderer Mensch sie erraten, doch berechnen, berechnen kann sie keiner. Das ist doch ein Trost, ein schöner eigentlich. Es wird sie geben, die Emanzipation von der Überwachung.

Angst wird dabei nicht die entscheidende Emotion sein, wohl wird die Verurteilung eher aus Richtung der Genervtheit kommen oder noch viel schöner: Der Langeweile. Wenn ein Mensch mittelviel Geld hat, mittelviel kriminelle und politische Energie, wenn er ein mittelmäßiges Leben hat, welches durch Verpflichtungen und Angst vor Wandel keine Möglichkeit auf unkontrollierte Änderung hat, wer sollte dann noch an einer Kontrolle interessiert sein. Es gibt zwei Wege aus der Überwachung, entweder dass volle Untertauchen durch Versteckung der eigenen Person oder die eigene Unsichtbarmachung durch ständige Präsenz ohne irgendeine Auffälligkeit.

Überwachung hat ja emotional nicht nur negative Seiten. Sie ist auch eine warme Decke,

Illustration: Wilehad Eilers

die ein jeder um sich trägt, wie eingemummelt von Mamas dicken Händen. Irgendwann wird das Verlangen nach dieser Decke aufhören. Versprochen. Machen sie sich kleine Sorgen. Es gibt schlimmeres, als jemand, der sich in schnellen und unpersönlichen Zeiten für alles interessiert, was man tut. Manchmal ist Kapitulation für einen Moment nichts schlechtes, wenn auch nur als kleine Finte, als Deckblatt für die eigentlich wichtigen Dinge, die im inneren von Mensch und Gesellschaft entstehen: Der Aufmerksamkeit, dass es so nicht weitergehen kann, dass es Pläne außerhalb der Norm braucht, Pläne der Schönheit, die in keiner Art und Weise mit den bestehenden Umständen Konform sind. Pläne die wirklich weh tun, weil sie das Gegenteil von dem sind, für das Überwachung steht: Gemütlichkeit und kontrollierten Stillstand.

Und so surrt sie vor sich hin, die Kamera im Blockland, zeichnet sie auf, die Menschen die Dinge tun und doch nicht verraten, wofür sie tun, was sie tun. Sie zeichnet die Dinge auf, die sie sehen soll. Das Äußere. Und doch hat sie keine Ahnung. Der Mensch wird tun, was für den Menschen richtig und wichtig ist. In einem Rahmen, der zu groß ist, als dass ihn ein Computer je erfassen könnte.

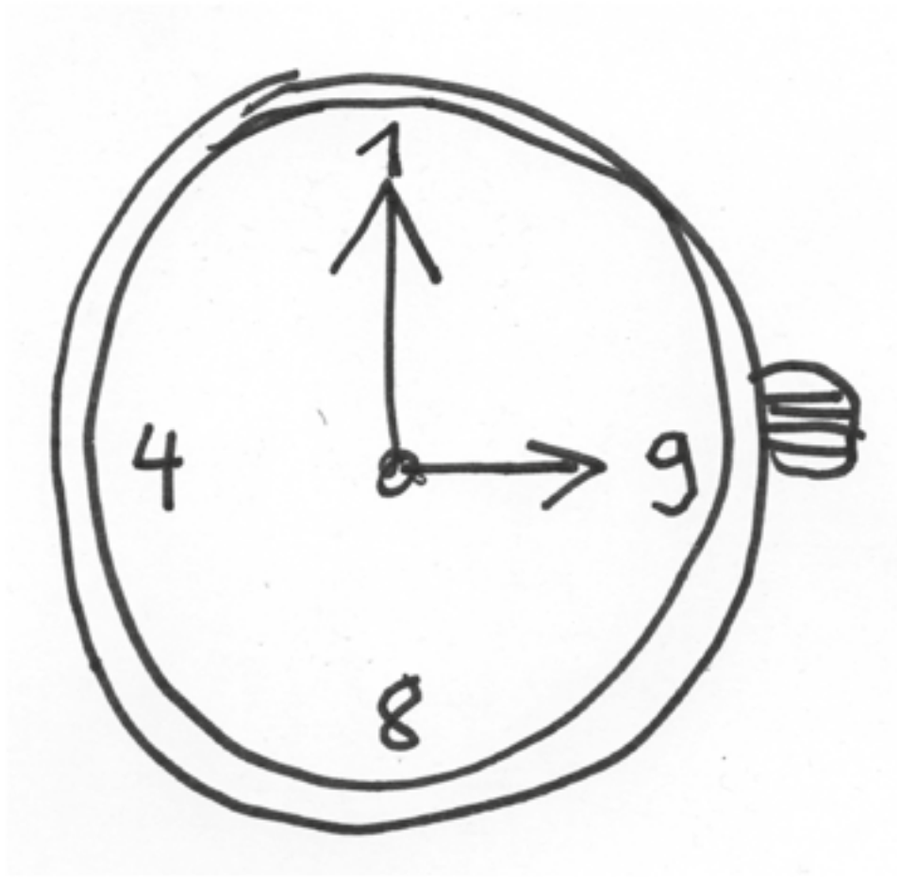


Illustration: Wilehad Eilers

Gang durch Innenstadt - Martin Märtens

Schuld als Beute

Ein Vorschlag zur Selbstüberwachung

Kornelia Otte

Gestern bekomme ich einen entrüsteten Anruf meiner Freundin S.

Ihr Freund hat nach einem Skypegespräch einen Screenshot analysiert und dabei eine ihm unbekannte Boxershorts im Hintergrund gesichtet.

Und jetzt?

Ich schlage zunächst vor, es zu machen wie unser Freund R. Der hat ein Pflaster auf seine Laptopkamera geklebt. Er meint, er sei durch die Webcam beim Rauchen beobachtet und daraufhin mit Antitabakwerbung bombardiert worden. Bisher war er der einzige Mensch in unserem Bekanntenkreis, der das alles ernst nahm: Videoüberwachung, biometrische Pässe, Vorratsdatenspeicherung, NSA, Google und… naja, Google. Ich tue prinzipiell lieber so, als ginge mich das alles nichts an. Aber ich sehe schon, blödstellen hilft diesmal nicht. Man muss einen adäquaten Umgang finden. Ich habe eine Lösungsstrategie entwickelt.

Ich finde, man muss mit der Überwachung ganz unten anfangen, an der Basis. Bei sich selbst.

Die Sache ist doch die: wenn S nicht heimlich mit X geschlafen hätte, wäre die Screenshotanalyse für sie günstiger ausgefallen. Und wenn R mit dem Rauchen aufhören würde, bekäme er keine unerwünschte Werbung. Die beiden haben also etwas zu verstecken. Weil sie sich schuldig fühlen. Der falsche Umgang mit Schuld ist das eigentliche Problem. Man muss letztere für sich nutzbar machen.
Für mich beispielsweise ist mein Schuldgefühl meine Existenzgrundlage. Hätte ich nicht ununterbrochen ein schlechtes Gewissen, würde ich gar nichts tun, rein gar nichts. Weder meine Zimmerpflanze gießen noch die Nachbarn grüßen oder den Abwasch machen. Weder mich gesund ernähren noch mich beim Wodkatrinken zurückhalten oder mich ohne Motor überhaupt irgendwohin bewegen. Ohne schlechtes Gewissen hätte ich mich meinen Berechnungen nach innerhalb ungefähr eines halben Jahres selbst ausgelöscht.

Für mich beispielsweise ist mein Schuldgefühl meine Existenzgrundlage.

Meinem guten Freund O geht es ähnlich. Auch er hat auch ständig ein schlechtes Gewissen. Er ist streng religiös und es gibt eine Menge Dinge, die er nicht darf. Sex mit S haben, zum Beispiel. Oder Alkohol trinken. Oder essen. Manches darf er nicht einmal denken. Für all das könnte er nach seinem Ableben eventuell hart bestraft werden.

Um dieses Erwarten einer schlimmen Strafe beneide ich ihn sehr. Ist doch toll, dass sich das ganze schlechte Gewissen so zumindest irgendwie auszahlt. Ich hingegen habe niemanden, der mich zur Rechenschaft ziehen wird. Ich mache das Ganze eigentlich nur um der Sache selbst willen. Meine Agenda bis jetzt: Identitätsbestätigung durch Schuldgefühle. Persönlichkeitserweiterung durch Selbstüberwachung.

Früher habe ich mir einmal vorgemacht, dass ich mich selbst perfektioniere. Nach kritischer Prüfung dieser Begründung musste ich sie allerdings verwerfen. Perfektion ist mir völlig egal. Es sind die nackten, rohen Schuldgefühle, um die es mir geht.

Um die herauszufiltern, bin ich rund um die Uhr beschäftigt. Ich muss mich ja selbst für alles doppelt besetzen. Ich bin wachende Göttin und arme Sünderin in einer Person. Jeder meiner Äußerungen höre ich augenblicklich selber ab. Ich bin gläserne Bürgerin und Datensammlerin zugleich. Mein Es, mein Ich und mein Über-Ich – wir sind unser eigenes Google.

Falls das jemand mal ausprobieren möchte, ganz einfache Hausaufgabe: mitten in der Woche, sagen wir, an einem Dienstag, fünf Bier trinken gehen, zum Beispiel in der Capribar. Schuldig in vielerlei Hinsicht: Alkohol, Qualm, Schlafmangel. Und erst der ganze Unsinn, den man redet.

Ich muss mich ja selbst für alles doppelt besetzen.

Ich bin wachende Göttin und arme Sünderin in einer Person.

Andere Dinge, die man tun kann, um ein schlechtes Gewissen zu erzeugen: nicht joggen gehen, oder nicht zum Yoga. Fingernägel kauen. Sich nicht vegan ernähren. Alte Rechtschreibung benutzen. Mit dem Flugzeug fliegen. Seine Eltern nicht anrufen. Sich nur mit Menschen aus der eigenen Gesellschaftsschicht umgeben. Nicht Zeitung lesen. Nicht genug Zeitung lesen. Nicht die richtige Zeitung lesen. Sojamilch trinken und keine regional produzierte Lupinenmilch. Sich bei der Arbeit nicht verausgaben. Sich bei der Arbeit verausgaben. Sich vulgär ausdrücken. Auto fahren. Auf der falschen Seite auf dem Fahrradweg fahren. Im Bremer Viertel wohnen und nicht in die Welt hinaus ziehen (oder zumindest nach Tenever), um tatsächlich so kosmopolitisch sein, wie man sich gibt. Zu spät kommen/auf Emails antworten/aufstehen/ins Bett gehen. Abwertend über Männer respektive Frauen reden. Geschlecht überhaupt noch in Betracht ziehen. Nicht kreativ sein. Kreativ sein, ohne dass etwas wirtschaftlich Relevantes dabei herauskommt. Sich politisch nicht positionieren. Sich politisch positionieren, ohne seine Position gründlich überprüft zu haben. Nicht Anfang dreißig schwanger werden. Dogmatisch sein. Kein differenziertes Wertesystem besitzen. Ein zu differenziertes Wertesystem besitzen und seiner Umwelt damit auf die Nerven gehen. Emotional reagieren. Leute nicht ausreden lassen. Nicht witzig sein. Musik / Kunst / Literatur / Fernsehserien nicht kennen, über die man gerade spricht. Sich nicht mit neuer Technik auskennen. Blumen im Supermarkt kaufen. Und. Nicht. Im. Blumenladen.

Ich mache das alles. Ständig. Man kann sich vorstellen, wie beschäftigt ich bin. Denn wer überwacht, speichert, wertet das alles aus? Ich! Ganz alleine! Und dann habe ich noch nicht einmal etwas davon. Nicht wie O, der am Ende ein direktes Feedback bekommt. Sehr ärgerlich. Furchtbare Verschwendung. Anstatt also zu versuchen, seine Schuldgefühle loszuwerden, bin ich dafür, sie zu maximieren. Sie als Ressource zu betrachten.

Anstatt also zu versuchen, seine Schuldgefühle loszuwerden, bin ich dafür, sie zu maximieren.

Für den Anfang schlage ich also vor, es wird niemanden überraschen, eine App zu entwickeln. Eine Jüngstes-Gericht-App. Ich weiß, es gibt schon viele tolle Selbstoptimierungsapps. Ich jedoch will nicht optimieren. Ich will exponieren. Ich will eine interreligiöse, interkulturelle Anwendung, mit der man am Ende des Tages, der Woche, des Jahres seine Sünden zusammenrechnen, bilanzieren und mit anderen vergleichen kann. In Kategorien wie: Hochmut, Geiz, Wollust, Zorn, Gier, Neid, Faulheit. Die stammen zwar aus dem Christentum, kommen aber tendenziell überall schlecht an.

So viel steht fest: S könnte sich mit meiner Jüngstes-Gericht-App eine Win-Win-Situation schaffen. Für ihr schlechtes Gewissen wegen X bekäme sie ordentlich Punkte. Und R hätte viel mehr vom Rauchen. Am Ende könnten sie dann jederzeit das ultimative Schamgefühl erzeugen. Auch O könnte die App für sich nutzen. Zur Strafmaßvorhersage. Letztlich wäre durch die Kategorisierung sogar Google Arbeit abgenommen beim Auswerten der ganzen Daten. Und ich? Ich schäme mich schon jetzt für diesen Vorschlag. Die ganze Grundidee ist absolut verachtenswert. Damit läge ich ziemlich weit vorn.

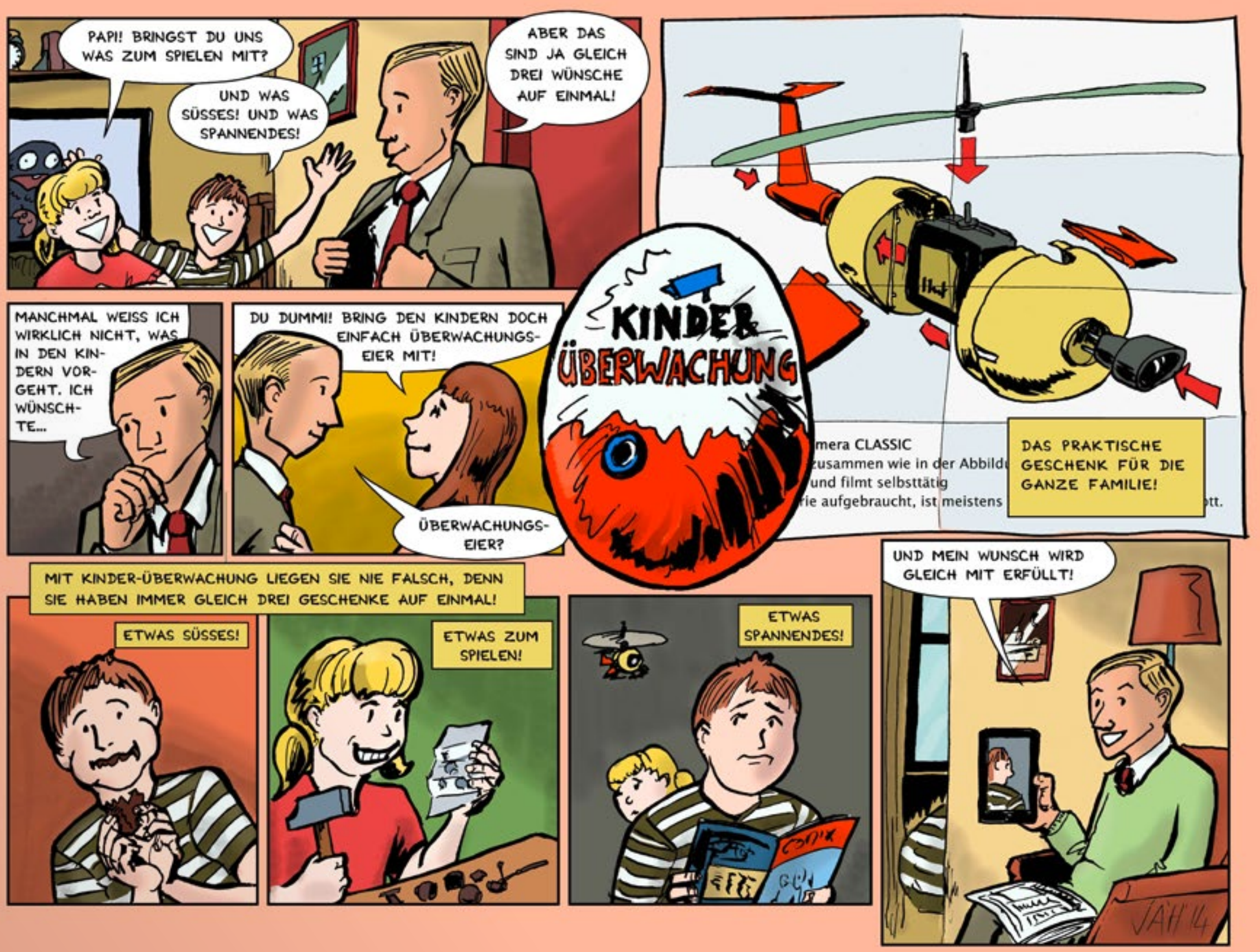
Zensur

Sylvia Roth

ZENSUR

Sagt Über-Ich zu Ich:
„Dich mach ich fertig!"

Antwortet Ich:
„Prima. Hab ich endlich
was zum Verdrängen."



Comic: Max Vähling

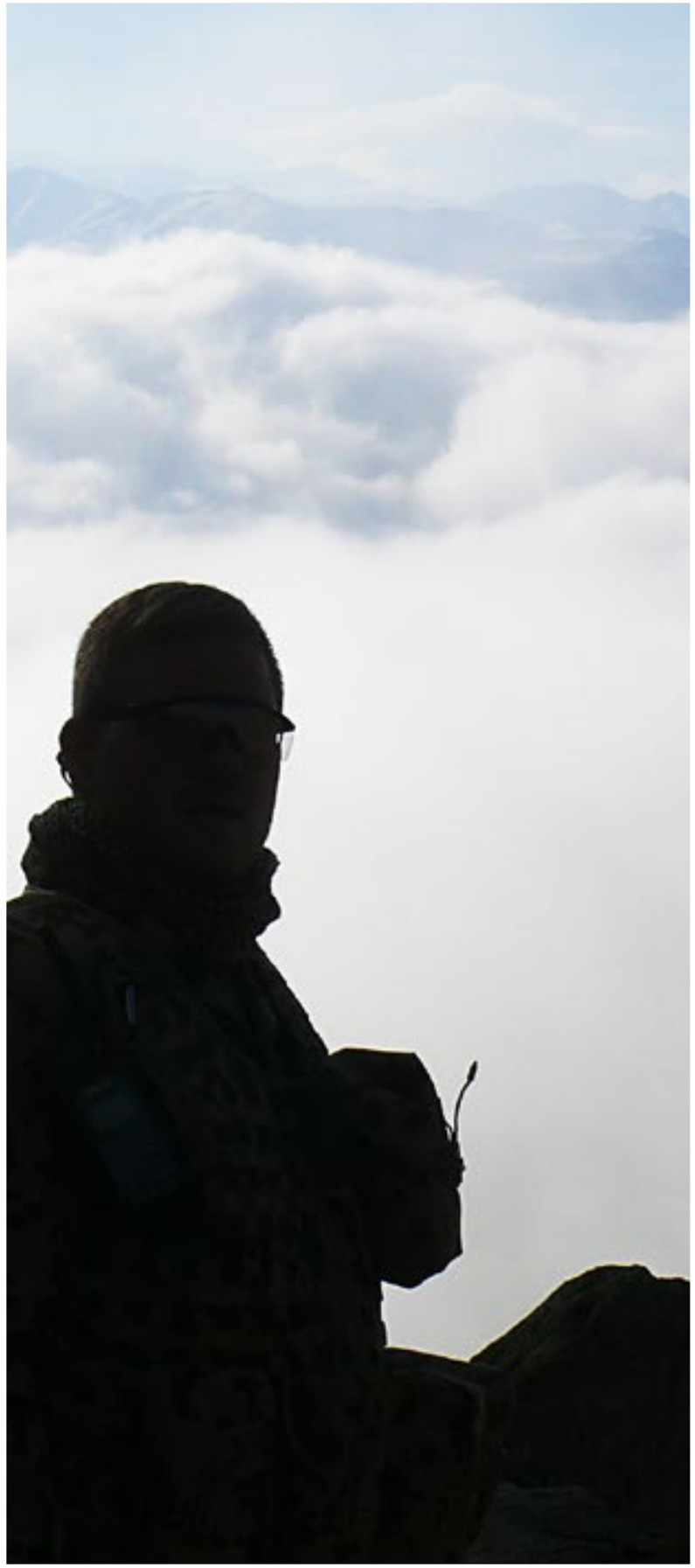


Foto: Oberstleutnant W.

Der afghanische Friedhof

Martin Märtens

13 Jahre war die International Security Assistance Force (ISAF) in Afghanistan, um dort für Sicherheit zu sorgen. Der ISAF-Einsatz endete am 31. Dezember 2014.

Der Auftrag war eindeutig: Das Erstellen der zivilen Lage vor Ort. Oberstleutnant W. sollte den Kontakt zur einheimischen Bevölkerung halten. Nicht immer einfach, vor allem, wenn man tags zuvor noch beschossen worden war. Bei seinen Missionen wurde er zu seinem Schutz von bis zu 40 Soldaten überwacht. Segen und Fluch gleichermaßen, wie sich herausstellen sollte.

Foto: Oberstleutnant W.

Es war der Winter 2010/2011. Noch vor wenigen Tagen schlugen Kugeln und Granaten auf dem Stützpunkt ein. Ein Angriff von Aufständischen war zu dieser Zeit nichts Ungewöhnliches. Etwa ein Dutzend Angreifer mögen es gewesen sein. Einer von ihnen konnte dank Scharfschützen ausgeschaltet, die anderen zumindest vertrieben werden. Woher sie kamen, ließ sich nicht feststellen. Wer die Angreifer waren, war schwer zu sagen. Taliban? Al Kaida? Fanatische Islamisten? Für W. gehörte so etwas zum Alltag, auch wenn er eigentlich vor Ort war, um zwischen Einheimischen und Militär zu vermitteln.

Jetzt sollte er in ein Tal mit drei Dörfern fahren, um dort mit den Dorfältesten das Gespräch zu suchen, seine Hilfe anzubieten und Vertrauen aufzubauen. Länger waren die Soldaten nicht mehr direkt vor Ort gewesen - zuletzt war lediglich eine Einheit dort einmal vorbeigefahren – und von der Bevölkerung mit Steinen beworfen wurden.

Obwohl weniger als 100 Kilometer entfernt, würde die Reise dorthin über verschlungene Bergpfade gut drei Stunden dauern. Für Panzer oder gepanzerte Fahrzeuge unzugängliches Terrain, also wurde der Zug von 20 Gebirgsjägern auf fünf

Foto: Oberstleutnant W.

sogenannte Wölfe Geländewagen verteilt. Hinzu kam ein beweglicher Arzttrupp sowie eine Einheit der afghanischen Armee. Aufbruchzeitpunkt und Ziel wurden erst möglichst spät bekannt gegeben. Und auch in den Dörfern selbst, obwohl die Menschen dort durchaus über Mobiltelefone verfügten, wurde die Mission nicht angekündigt. Der Grund: Angst vor möglichen Angriffen oder der Verminung der Strecke. Überall könnten Aufständische lauern.

Tag des Aufbruchs. Die Wetterlage war kalt aber klar. Nur einige Wolken zierten den afghanischen Himmel. Der Trupp setzte sich in Bewegung, es ging aufwärts in die Berge. Am Gipfel war man schließlich so hoch, dass man die Wolkendecke durchbrach. Oben angekommen, reichte der Blick kilometerweit. Ein traumhafter Ausblick „Es war wunderschön, so friedlich“, erinnert sich W. Die drei Dörfer lagen schlummernd unter ihnen, lediglich ein laues Lüftchen wehte und die Sonne schien so, wie sie es nur im afghanischen Winter macht. Doch da man nicht zum Urlauben da war, ging es recht schnell weiter in Richtung Tal. Ein guter Platz für die Basis wurde gesucht und gefunden. Dachte man zumindest. Ein fataler Irrtum, wie sich später herausstellen sollte. Oberhalb des Dorfes richteten sich

Foto: Oberstleutnant W.

die Soldaten ein. Mit gutem Sichtfeld ins Innere der Ortschaft. Man brachte sich in Stellung, bezog Position. W. machte sich unterdessen mit einem Übersetzer, vier Beschützern sowie zwei Männern der afghanischen Armee zu Fuß auf den Weg, „um die Bevölkerung nicht unnötig zu belästigen“.

Noch vor dem Dorfeingang, auf einer Brücke, die über ein Wadi führte, wurde der kleine Trupp bereits abgefangen. Aufgeregte Afghanen gestikulierten wild. Dann die Übersetzung: Offenbar hatte sich der Überwachungstrupp den falschen Platz für seine Aufgabe ausgesucht. Für europäische Augen nicht leicht erkennbar, hatte man sich auf dem Friedhof des Dorfes eingerichtet. Viel schlechter hätte der Auftakt nicht laufen können.

W: „Ein afghanischer Friedhof ist nicht einfach zu erkennen. Er sieht aus wie eine kleine Buckelpiste. Hin und wieder gibt es mal einen kleinen Stein oder ein kleines Fähnchen. Mehr nicht. Das hatte der Einsatzleiter wohl übersehen . . .“

W. ordnete via Funk sofort den Rückzug von dem Gelände an, aber auch nachdem die Soldaten den Platz geräumt hatten, standen die Afghanen ihm und seinem Trupp alles

andere als einladend gegenüber. „Wir sollen von hier verschwinden, sie wollen nicht mit uns reden“, ließ W. sich übersetzen. Schließlich trat einer der afghanischen Soldaten, ein Gebetsoffizier, auf den Plan. Er forderte die Afghanen auf, gemeinsam zu beten und sich zumindest anzuhören, was der Deutsche zu sagen hätten. Die Bundeswehr sei schließlich - anders als die Russen Jahre zuvor - in Afghanistan um zu helfen.

Und tatsächlich: Nach einem gemeinsamen Gebet der Afghanen wurden W. und seine Männer endlich ins Dorf gebeten, wo man sich auf dem Platz vor der Moschee einfand, um dort gemeinsam zu reden. Da der Platz ein wenig erhöht lag, schien die Sonne trotz des Wintertages angenehm warm. Dennoch herrschte Anspannung. Waren die Aufständischen von vor ein paar Tagen aus diesem Tal gekommen? Was würde passieren? W. war heilfroh, dass über ihm ein Zug Soldaten wachte. Straßen, Häuser und Plätze, sofern einsichtbar, wurden kontrolliert. Mit Ferngläsern und Zielfernrohren. Das wusste er.

Nachdem einige Zeit über dieses und jenes geredet wurde, kam man schließlich auf den Punkt. Wie man das Dorf unterstützen könne, wollte W. wissen. Wieder kam der Friedhof ins Spiel. Der Weg dort hinauf sei nicht richtig befestigt und im Winter kaum zu erreichen, weder mit Eselskarren noch zu Fuß. W, zudem studierter Bauingenieur, schlug vor, den Weg terassenförmig zu schottern. Den Schotter dafür wollte er besorgen, sich melden, wenn es soweit sei. Man verabschiedete sich, nicht freundschaftlich, aber wesentlich entspannter als bei der Ankunft. Auch der Überwachungstrupp auf dem Berg hatte keine ungewöhnlichen Vorkommnisse registrieren können. Mission geglückt. Kontakt aufgenommen, Vertrauen gewonnen. Zumindest ein bisschen.

Zurück im Lager ging es jetzt darum, Schotter zu besorgen. Schnell stellte sich heraus, dass das dafür zur Verfügung stehende Geld bei weitem nicht reichte. Allein der Transport in die Region hätte auf Grund des schwierigen Geländes schon ein Vielfaches gekostet. Was also tun? „Ich hatte keine Wahl, ich musste erklären, dass es so nicht ging und nach einer anderen Lösung suchen“. Etwas mulmig war W. schon zumute, als er die Nummer des Dorfältesten wählte. Schließlich sollte gerade gewonnenes Vertrauen nicht sofort wieder zerstört werden. W. erklärte sein Dilemma und zu seiner Erleichterung hörte er, dass Schotter kein Problem sei. Steine, die man kaputt hauen könnte, gäbe es genug, erklärte der Dorfälteste. Also erstellte der Bauingenieur die Pläne für die Anlegung des Weges und nahm das zur Verfügung stehende Geld, um es den afghanischen Arbeitern zu geben – schließlich sei es auch für Bundeswehr wichtig, diesen Weg künftig nutzen zu können. So zumindest die offizielle Begründung.

Kurze Zeit später machte sich erneut ein Trupp auf in Richtung des Tals. Das Wetter war ähnlich wie beim ersten Mal. Der Empfang um ein Vielfaches herzlicher. Dennoch bezogen die Soldaten Stellung. Als zu unsicher galt die Situation noch immer. Man traf sich erneut vor der Moschee. Dieses Mal gab es sogar Tee und Fladenbrot. Es wurde geredet, doch bevor es zum eigentlichen Thema kam, drohte die Situation zu eskalieren. Ein junger Dorfbewohner kam auf den Platz gerannt und beschimpfte W. und die Soldaten heftig. Die Aufregung war sofort groß. Gab es doch Aufständische in diesem Dorf? Hatten seine Männer die Situation im Griff? Passierte gleich etwas? Angst und Unsicherheit stiegen in W auf während seine Überwacher nervös ins Dorf spähten und versuchten, möglichst alles im Blick zu behalten. Es dauerte ein

bisschen, bis sein Begleiter übersetzte: Die Soldaten oben auf dem Hügel hätten in die Häuser der Afghanen geguckt und waren dabei entdeckt worden. Ein No-Go. Afghanische Häuser seien in der Regel von einer hohen Mauer umgeben, damit man dort nicht reingucken und die Frauen im Haus sich ohne Burka bewegen könnten, schoss es W. durch den Kopf. Sofort gab er Anweisung über Funk, dieses zu unterlassen. Wie aber würden die Dorfbewohner darauf reagieren? Nun hieß es wachsam sein, für ihn und vor allem für seine Überwacher. Was würde in den nächsten Augenblicken passieren? War das gerade gewonnene Vertrauen wieder Misstrauen und Abneigung gewichen? Die Mission wegen eines Anfängerfehlers gescheitert? Es dauerte nur wenige Sekunden, die sich für W aber wie Stunden angefühlt haben. Schließlich wurde der junge Mann von den Dorfältetsten weggeschickt, er sei ein wenig verwirrt, hieß es. Die Situation beruhigte sich. Man wandte sich wieder Tee und Fladenbrot zu. Die weitere Vorgehensweise wurde besprochen. Ab und zu soll sogar gelacht worden sein. Und seit 2011 können die Afghanen aus dem Dorf ihren Friedhof auch bei Schnee und Eis besuchen.

Foto: Oberstleutnant W.

Gang durch Innenstadt - Martin Märtens

An den Horizont

Sabine van Lessen

Foto: Kelke van Lessen

Manchmal werden leise Worte gesprochen –
auf dem Meer.

Doch erst wenn das Boot am Horizont angekommen ist, fangen auch die Fischer zu sprechen an.

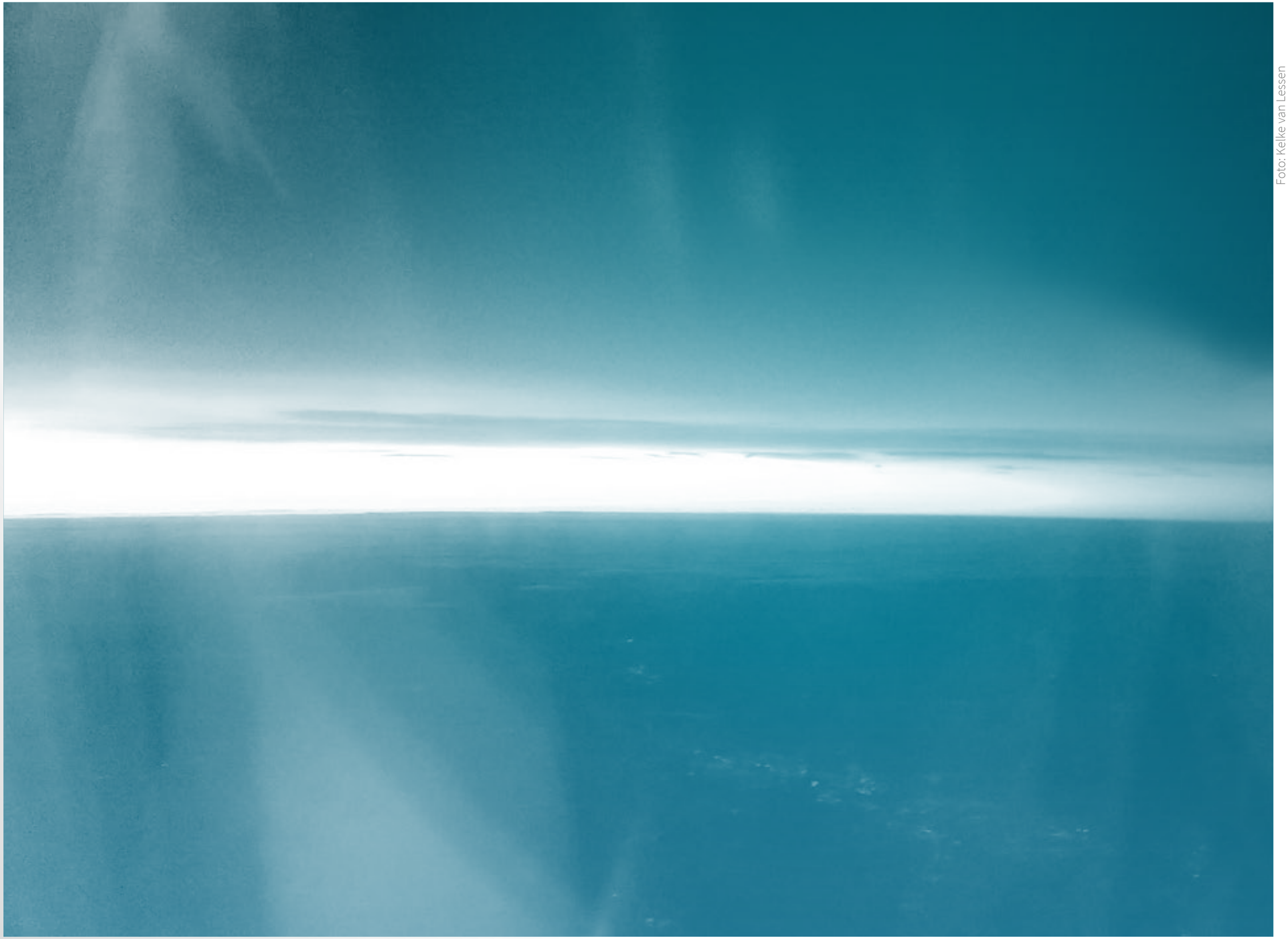


Foto: Kelke van Lessen

Die Hinausgefahrenen reiben sich das restliche Licht in die Haut. Sie werden erst zurückkehren, wenn die Nacht im Boot untergegangen ist. Noch ist es hell, hell genug. Alle halten Ausschau nach etwas. Sie springen gleichzeitig aus dem Boot hinaus. Sie werden unsichtbar, als hätte sie etwas hinuntergezogen. Momente später sind ihre Köpfe wieder auf der Wasseroberfläche zu sehen. Dann sitzen alle wieder gemeinsam im Boot. Wie ein Ritual wiederholt sich dieses Geschehen nun schon seit Wochen.

Die Fischer können das Unfassbare nur hinten – am Horizont - aussprechen. Alle Fischer sprechen nur von: „Davon“ oder sie sagen: „Die Geschichte“, wenn sie von ihr sprechen. „Wir sind Fischer, wir glauben an derlei Dinge eigentlich nicht, obwohl wir auf dem Meer verschwenderisch viel Zeit zum Nachdenken haben. Wir sind schließlich noch echte Fischer! Und keine Fabrikarbeiter auf den Meeren.“ Er ergänzt: „Wir, die Fischer, sind draußen!“ Daraufhin haucht er ein paar unverständliche Worte aufs Meer hinaus.

Die Fischer sind es, an denen die Geschichte einfach nicht vorbei geführt werden konnte. Seit jeher sind sie hier gewesen. Das Meer ist der Alltag, kein Ort, an dem sie ihre Ferien verbringen, doch dadurch ist das Besondere nicht ausgeklammert. Anfangs wollten die Fischer nichts davon wissen. Doch dann merkten sie, dass sie gutes Geld mit der Geschichte verdienen konnten. Nur einer, der Erfahrenste von ihnen, konnte nicht sprechen – darüber. Er brach das Fenster aus der Kajüte seines Bootes „Nordane“ heraus und blieb seitdem an Land. Von Zeit zu Zeit kann man ihn am Ufer stehen sehen, wie er durch das kleine Fenster seines Bootes auf das offene Meer hinaus sieht. Ist es stürmisch: Er greift in das zuckende Meer hinein, bis es in seiner Hand zur Ruhe kommt, dann träufelt er es an Land.

Die anderen Fischer fahren die Menschen immer und immer wieder hinaus zum Horizont. Erst dort sprechen sie zu ihnen. Es war nicht allein das Geld, es schien, als müssten sie davon sprechen, so wortkarg sie ansonsten auch sein mochten. Nie hört man sie über den Wind, der das Gesicht streift - berührt und verletzt - sprechen, nie über die Angst vom Meer aufgesogen zu werden und unterzugehen, und keiner benannte das Gefühl, das sie überkommt, wenn die Welle sie aufsucht.

Manche sagen, Seemänner sind seit jeher sehr abergläubisch und sie lauschen immer und immer wieder denselben Geschichten, die das Meer erzählt. Sie können nicht aufhören damit, dem Meer zuzuhören. Diese Geschichten sollen es sein, die sie immer wieder in den Bann ziehen. Doch sie wissen nicht, dass diese Geschichte eine andere ist.

Vom Ufer ist der Gesang eines bekannten Kinderliedes zu hören:
„Einmal - kam ein Schiff v-o-r-b-e-i,
und setzte sich zu dir - auf den S-c-h-o-ß.
Und dieses Schiff, – das ich meine . . .–
. . . . . .wurde g-r-o-ß.
Und als das Schiff - noch gr-ö-ßer war,
. . . da: Fuhr es dich: - nach Hau- -se.“

Die am Ufer Zurückgebliebenen sprechen davon, dass die Geschichte, die am Horizont erzählt wird, eine tausendfach gefächerte Lüge sei, die die Wirklichkeit umkreist und irgendwann von ihr aufgesogen werde. Andere meinen, es ließe sich auch umgekehrt denken.

Die Zurückgebliebenen sehen weithin in die Ferne. Verloren der Blick, der um sie blickte. Sie, die noch nicht mitfahren durften zum Horizont, die am Ufer der Geschichte Stehengebliebenen, bewerfen den Horizont mit Steinen. Sie sagen: „Sie haben gelogen, nicht wahr?“ Zum ersten Mal ähnelt sich

der Gesichtsausdruck der Zurückgebliebenen. Die Ersten von ihnen verlassen bereits das Ufer des Meeres. Und die Zurückgebliebenen wollten endlich erfahren, um welche Geschichte es sich denn hier nun eigentlich handele. Doch das kann nur noch durch die Fischer in Erfahrung gebracht werden, welche jedoch hartnäckig schweigen, solange sie sich an Land befinden. Und sie nehmen nur Ausgewählte mit hinaus. Sie mögen keine Fragen, und werden es ihrer zu viel, holen sie ihre Boote und fahren allein an den Horizont.

Manche Hinausgefahrenen hätten gern auch noch die unterschiedlichen Weisen der Geschichte gehört, aber allen wird nur jeweils eine offenbart. Nie wird ein und derselben Person eine andere Weise zugänglich gemacht. Die Verfahrensweise entspricht dem Leben! Nur die Erzählenden haben die Möglichkeit, ein anderes Ende zu hören oder zu erfinden. Natürlich hätten die Hinausgefahrenen vor dem Ende der Geschichte das Boot verlassen können, aber noch nie hat das jemand freiwillig getan.

Viele sind von weit her gereist, um die Geschichte zu hören. Und den Fischern gelingt es, den Menschen auch dies mitzugeben, nicht darüber zu sprechen, was sie erfahren hatten. Nur dass sie hinausgefahren waren, dass sie es waren, dass sie dabei waren und sie jetzt um die Geschichte wussten, das konnten die meisten nicht für sich behalten.

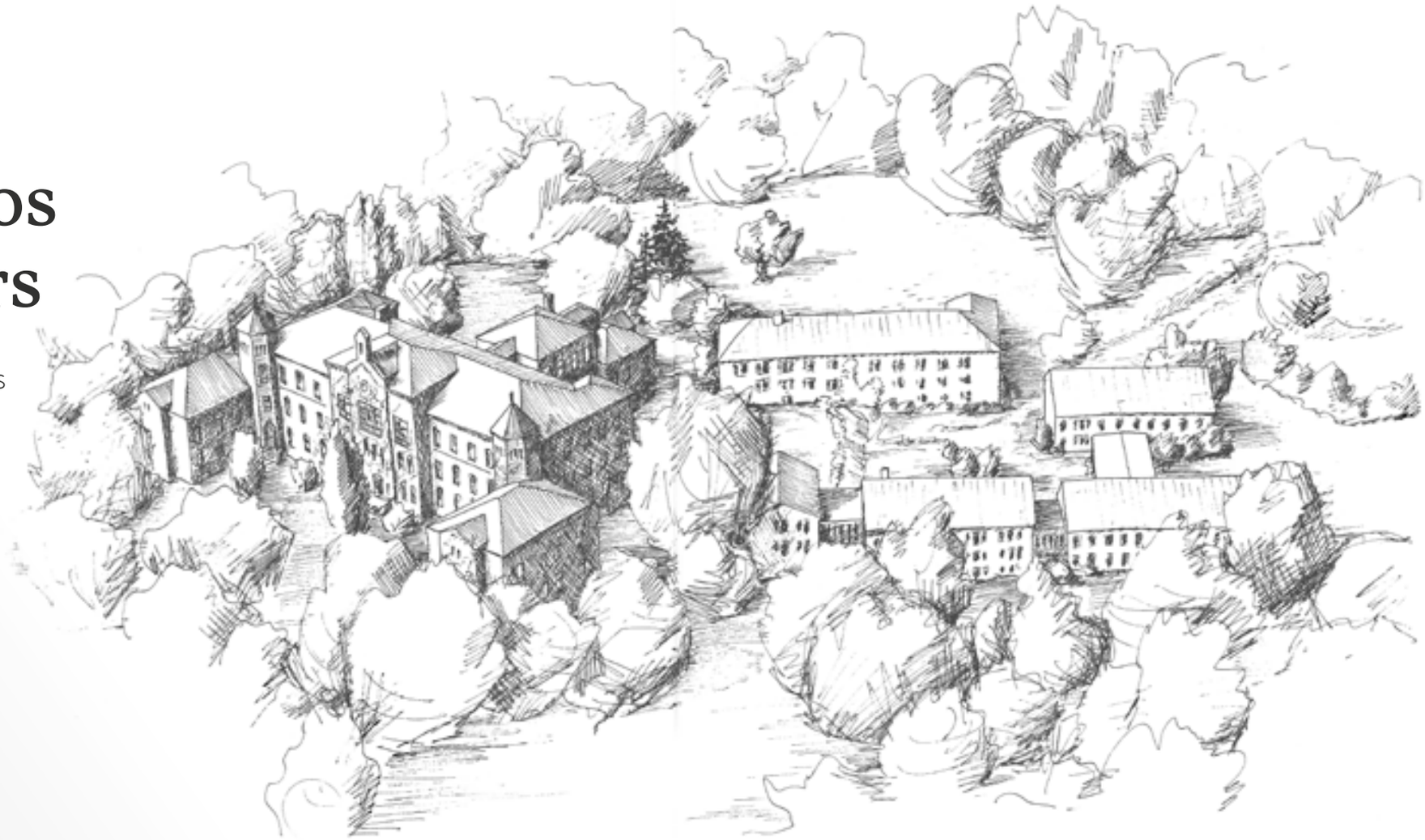
Die Menschen kamen zu der Geschichte, denn sie wohnt hier. Hier am Meer und hier ist der einzige Ort sie zu hören. Sie widersetzt sich dem gedruckten Wort!

Und immer wieder wurde die Geschichte etwas anders erzählt. Ihr wurde durch die Unterschiedlichkeit des Erzählens mehr Leben eingehaucht. Ob dadurch verschiedene Wirklichkeiten entstanden oder gewechselt wurden, ist nicht bekannt. Für die Erzählenden lag ein Reiz jedenfalls in der Variation des Erzählens und die Fischer wurden immer begieriger auf dieses Unbekannte in ihr. So wusste man nicht, ob diese Geschichte sich wirklich so oder anders zugetragen hatte. In einem Buch würden die ganzen Variationen wirklich zu kostspielig werden.

Foto: Steffi Urban

Schlaflos in Beers

Matthias Höllings



Wie so oft in letzter Zeit, musste ich vor dem Fernseher sitzend kurz eingenickt sein, sonst hätte die gut gemeinte Aufforderung meiner Frau keinen Sinn gemacht.

Bei ihren Worten: „Nicht einschlafen“ schoss ich derart abrupt aus meinem Sessel hoch, dass ich glaubte, mein Herz schlüge plötzlich schneller. „Du musst aber schon tief geschlafen haben, wenn Du Dich so erschrickst“, sagte sie halb entschuldigend. Während ich irgendetwas vor mich hin brummte, wusste ich sofort, was meinen Kreislauf derart in Wallung versetzte. Es waren diese beiden Worte „nicht einschlafen“, die mich so aufwühlten. Es lag schon Jahrzehnte zurück, als ich sehr intensive Erfahrungen mit diesen zwei Worten gemacht hatte.

Es lag schon Jahrzehnte zurück, als ich sehr intensive Erfahrungen mit diesen zwei Worten gemacht hatte.

EINSCHUB aus 1964

Wir schreiben das Jahr 1964. George Orwells warnte in seinem Bestseller-Roman „1984“ immer noch vor einem totalen Überwachungsstaat, aber es gab damals noch keine PCs, Notebooks, Tabletts oder Webcams. Es gab noch kein Internet, keine Handys, keine Apps und kein Facebook. Trotzdem verband ich mit diesen zwei Worten „nicht einschlafen“ sehr einschneidende Erinnerungen.

„Nicht einschlafen, habe ich gesagt“, tönte es zum wiederholten Male direkt neben meinem Ohr. Ich drehte mich genervt wieder einmal auf meiner Matratze auf die andere Seite. Genau wie meine anderen beiden Kumpels Klaus und Rainer. 48 Stunden hatte unser Peiniger uns bereits ohne Schlaf beschert. 72 Stunden sollten es insgesamt werden. Warum? Das wussten wir nicht. Er hatte es sich ausgedacht. Er bestimmte die Regeln. Er war der Boss und er überwachte uns. Nachts war es besonders hart. Da lagen wir übermüdet in unseren Betten, starrten an die Decke, grübelten über alles Mögliche nach und wurden schläfrig. Was hatten wir bloß verbrochen, dass wir ausgerechnet hier landen mussten? Meine Gedanken suchten nach einer Logik und das Gehirn wartete vergeblich auf eine Denkpause. Die Augenlider entzogen sich meiner direkten Kontrolle. Wir drei wären sicher einfacher durch die Nacht gekommen, wenn wir uns unterhalten hätten. Jeder hätte da bestimmt so seine ganz eigene Geschichte zu erzählen, aber unser Oberaufseher duldete keinen Mucks. Wenn einer redete, dann war er es. In den zurückliegenden Stunden allerdings immer wieder dieselben Worte: „Nicht einschlafen!“

Nach zwei Tagen merkten wir bereits, dass wir körperlich abbauten. Wir schwangen uns zwar noch von der Matratze, waren aber wie gerädert. Eine erfrischende Dusche wäre jetzt genau das Richtige. Aber geduscht wurde immer nur freitags und wir waren erst beim Dienstag. Kaltes Wasser ins Gesicht und Zähne putzen sollte heute genügen. Doch selbst das überwachte er. Wirklich traurig über einen duschlosen Tag waren wir drei jedoch nicht, denn Duschen am Freitag hatte eher dass Prädikat herrisch statt herrlich. Die Duschen unserer Anstalt befanden sich im Keller des Haupthauses. Wir hatten nur mit Unterhose bekleidet, ausgestattet mit Handtuch und Waschutensilien als Gruppe komplett zu erscheinen. Per Namensliste wurde unsere Anwesenheit von einer speziellen Dusch-Aufsicht kontrolliert. Der Duschraum erinnerte uns

stets an eine große gekachelte Schlachterei. Der Fußboden leicht angeschrägt, damit das Blut, bzw. das Wasser gut abfließen konnte. An der Decke grell leuchtende Lampen, von denen man, egal wo man sich aufhielt, immer geblendet wurde. Darunter zwei lange große Wasserrohre, von denen im Abstand von ca. einem Meter jeweils zwei Duschköpfe angebracht waren. Zwischen den Duschköpfen hatte man je einen Hebel mit einer Metallkette montiert, mit dem wir das Wasser laufen lassen konnten, oder eben nicht. Jedes Wasserrohr verfügte über 12 Duschköpfe. 24 von uns konnten also gemeinsam duschen. Der Aufpasser mit der Namensliste bestimmte, wann es losging, wie lange es Wasser gab und er bestimmte auch die Temperatur. Er war der Mann, der am Hebel mit der Temperaturanzeige stand. Da die Ziffern auf der Anzeige aber kaum noch lesbar waren, orientierte sich unser Aufseher nur an den Farben Blau und Rot. Mit anderen Worten, es gab überhaupt keine Kontrolle über die tatsächlich eingestellte Temperatur. Je nach Laune stellte unser Dusch-Aufseher mitten im Duschvorgang auf eiskalt, oder auf extrem heiß. Manchmal wurde es so heiß, dass wir weder ihn noch uns in dem sich bildenden Wasserdampf ausmachen konnten. Ein Entrinnen gab es nicht, denn die Tür war verschlossen.

Der Duschraum erinnerte uns stets an eine große gekachelte Schlachterei.

Doch wir waren noch nicht beim Dusch-Freitag, sondern schlugen uns erst mit einem schlaflosen Dienstag die Zeit um die Ohren, die unser Peiniger noch endlos strecken wollte. Was war das für ein Typ? Er war nur ein paar Jahre älter als wir drei, hatte sich aber durch sein Alter bereits allerlei Vergünstigungen erworben. Er nannte sich Knut und bestimmte die Regeln, die zum Beispiel besagten, dass exakt im Moment des Aufstehens von uns ein lautes „Guten Morgen“ für ihn zu vernehmen war. Nicht aus Höflichkeit ihm gegenüber, sondern weil er das so wollte. Kam dieses „Guten Morgen“ nicht zur richtigen Zeit, nicht in der richtigen Lautstärke oder kam es eventuell gar nicht, gab es dafür einen Arbeitsdienst, der exakt einer Stunde Hilfsarbeiten entsprach. Damit waren jedoch keine leichten Bürotätigkeiten gemeint, sondern es ging saisonal bedingt meist ab „unter Tage“, wie wir das nannten. Ab in den muffigen Keller eines Nebengebäudes, um unter Aufsicht zum Beispiel alte muffige Kartoffeln zu entkeimen, Briketts zu schleppen, um sie dann zu akkuraten Türmen zu stapeln – natürlich ohne Mundschutz und vernünftige Arbeitskleidung. Was zur Folge hatte, dass unsere Kleidung notgedrungen vom Russ verdreckt wurde. Für diese unangemessene Verschmutzung gab es dann eine weitere Stunde Arbeitsdienst.

Selbstverständlich konnte und durfte sich jeder beschweren, wenn er glaubte, sich ungerecht behandelt zu fühlen. Dafür gab es dann…? Richtig! Eine Stunde Arbeitsdienst. Diese Belohnung erhielt jedoch auch, wer im Vergleich mit den anderen entweder zu schnell oder zu langsam arbeitete. Auf ein gemeinsames unauffälliges Tempo konnten wir uns kaum einigen, da auch hier nicht gesprochen werden durfte. Wenn doch, gab es auch hier für eine Stunde Arbeitsdienst.

Im Winter hatte man Glück und brauchte nicht „unter Tage“, sondern wurde draußen auf dem Gelände als Schneeräumdienst missbraucht. Je nach Jahreszeit standen

auch schon mal Baumfällaktionen oder Sägearbeiten an. Und wenn alle Stricke rissen, musste einfach nur eine kleine Kolonne von uns ausrücken, um zu fegen. Das war fast die schlimmste Strafexpedition, die einen ereilen konnte. Schikane pur, die nur ganz lethargische Gemüter ertragen konnten. Dagegen war das Entkeimen alter muffiger Kartoffeln eine halbwegs entspannte Angelegenheit. Fegen wollte gelernt sein, aber fegen wollte niemand lernen. Wer in diese Besenkolonne geriet, musste Nerven bewahren. Grund: Auch hier gab es einen extra Beauftragten, oder besser gesagt, einen Aufpasser, der genaue Anweisung gab, wie zu fegen sei. So eine Art Meisterfeger. Er kontrollierte sowohl die Besenstielhaltung, den Druck auf den Besen, als auch die Körperhaltung beim Fegen, die Laufrichtung und die tatsächlich geleistete Quadratmeterzahl in einer Stunde. Geredet wurde auch hier selbstverständlich nicht. Aber es wurde viel still und ernst über die Sinnhaftigkeit dieser Tätigkeit nachgedacht.

Diese Arbeitsdienste wurden nicht einfach nur in mündlicher Form ausgesprochen, sie wurden auf kleinen Zetteln handschriftlich fixiert. Sozusagen kleine harmlose schriftliche Verweise, die die betroffenen Opfer dann selbst dem amtierenden „Arbeitsminister“ der Anstalt persönlich auszuhändigen hatte. Dieser Arbeitsminister war zwar ebenfalls einer von uns, wurde aber von der Anstaltsleitung bestimmt, ohne allerdings kontrolliert zu werden. Es gab so genannte Arbeitsminister, Kulturminister und Sportminister. Man konnte sich also in diesem Überwachungssystem auch hocharbeiten.

Wer in diese Besenkolonne geriet, musste Nerven bewahren.

Unser „Arbeitsminister“ kontrollierte sein selbst eingeführtes und von der Anstaltsleitung gebilligtes System genauestens. Die Unterschlagung zum Beispiel eines solchen selbst zu überbringenden Strafzettels wurde bei ihm großzügig mit weiteren fünf Arbeitsdiensten belohnt. Um wenigstens nach außen den Schein zu wahren, bekam jeder, der hier in diesem alten Gemäuer einsaß, pro Monat eine Pflicht-Arbeitsstunde geschenkt. Da dieser Pflichtstunde ohne Ausnahme rechnerisch niemand entrinnen konnte, wurde daraus im Laufe der Zeit eine Art Währung. Untereinander konnte man Arbeitsdienste kaufen oder verkaufen. Käufer und Verkäufer teilten dies dem Arbeitsminister formlos gemeinsam mit, der trug es dann in seine Listen ein und alles hatte seine Ordnung. Die Gegenwährung zwischen Käufer und Verkäufer bestand bei denen, die es sich leisten konnten, entweder aus Bargeld oder, was die Regel war, aus Lebensmitteln.

Für Geldangelegenheiten gab es für jeden ein Konto. Die höchstmögliche Geldobergrenze legte die Anstaltsleitung fest, genauso wie die Höhe der Abhebungen. Als Strafmaßnahme konnte eine Abhebung auch einmal komplett verweigert werden. Mehr Spielraum gab es bei der Währung Lebensmittel. Sie waren selbstverständlich rationiert, doch es gab gelegentlich Obst oder sonstige Nachspeisen, die hoch im Kurs standen. 3-4 Nachspeisen plus Banane oder Orange waren ein akzeptabler Gegenwert für eine verkaufte Arbeitsstunde. Lebensmittel für diesen Schwarzmarkt zu horten, erwies sich als ausgesprochen schwierig. Keine Kühlschränke und regelmäßige Schrankkontrollen waren da ein

Lebensmittel für diesen Schwarzmarkt zu horten, erwies sich als ausgesprochen schwierig.

geeignetes Mittel, um Kursschwankungen zu verhindern. Es kam in unregelmäßigen Abständen vor, dass wir Insassen von der Verwandtschaft so genannte „Fress-Pakete“ bekamen. Diese von der Familie stets gut gemeinte Gratifikation lief jedoch oft völlig ins Leere. Die Pakete enthielten zum Beispiel Kakao, Schokolade, Kekse, selbst gebackenen Kuchen und haltbares Obst und auch schon einmal eine Packung Kaugummi. Obwohl die Pakete korrekt mit der Adresse und dem Namen des Empfängers beschriftet waren, wurden sie vom Paketboten nicht persönlich zugestellt, sondern prinzipiell im Hauptgebäude in der Poststelle abgegeben. Hier hatte der Hausmeister seine Monopolstellung und Alleinherrschaft. Er sprach sich mit seinen anderen Bewacherkollegen ab, ob und wann so ein Paket den tatsächlichen Empfänger erreichen sollte. Der Ablauf war über Jahre der gleiche. Ein Paket wurde zugestellt. Der Hausmeister notierte den Eingang und öffnete das Paket. Beigelegte Mitteilungen, Postkarten und Briefe wurden dahingehend kontrolliert, ob aus ihnen hervorging, um welchen Inhalt es sich bei dem jeweiligen Paket handelte. Wenn dies geklärt war, entnahm der Meister des Hauses die Zutaten, die ihm gefielen – manchmal nahm er auch das ganze Paket – und verteilte dann den verbleibenden Inhalt auf alle mit dem Adressaten in einem Raum schlafende Personen. Wer sicher Kenntnis von einer Paket-Lieferung seiner Verwandtschaft haben wollte, musste sich Kleidung schicken lassen. Hier war die Hemmschwelle der Unterschlagung am geringsten.

Hier war die Hemmschwelle der Unterschlagung am geringsten.

Zurück zu unserem schlaflosen Dienstag. Den Schlafentzug nach 48 Stunden noch in den Knochen, begaben wir drei uns früh am Morgen mit allen anderen in den Speisesaal. Auch hier wurden Dienste verteilt, gegen die man sich nicht wehren konnte. Die Mahlzeiten wurden mit jeweils 8 Personen pro Tisch eingenommen, wovon jeweils einer dieser Gruppe eine Woche als „Tischdienst“ eingeteilt war. Die Anstaltsleitung sparte sich so endlose Schlangen bei der Essensausgabe. Der jeweilige Tischdienst war dann allerdings in den zur Verfügung stehenden dreißig Minuten sowohl für das Eindecken des Tisches, das Servieren der Mahlzeiten, und das Abräumen des dreckigen Geschirrs zuständig. Bei 8 Personen eine schier nicht zu bewältigende Aufgabe, die dazu führte, dass er selbst kaum zum Essen kam.

Bei den Mittags- und Abendmahlzeiten gab es im Gegensatz zum Frühstück eine Besonderheit. Der Anstaltsleiter nahm gemeinsam an dieser Speisung der Zehntausend teil. Jeder von uns war gut beraten, sich am eigenen Tisch so zu positionieren, dass er zum Chef Augenkontakt hatte, denn nur er gab die Dauer der jeweiligen Mahlzeiten vor. Wenn der Chef mit der Nahrungsaufnahme begann, war das das Startzeichen für alle anderen. Beendete er seine Mahlzeit, war auch für alle anderen die Zeit der Nahrungsaufnahme beendet. Natürlich kam es immer wieder vor, dass es dem Chef am nötigen Appetit mangelte und er bereits nach 15 Minuten die Segel strich und seine persönliche Essensaufnahme einstellte. Auf solche Eventualitäten hatte wir uns einzustellen. Wer wirklich Hunger hatte, musste wenig kauen und viel schlucken und natürlich möglichst nicht reden.

Nur so konnte man sicherstellen, dass auch wirklich genügend Menge an Lebensmitteln den Magen erreichte. Einige meiner Kumpels brachten es sogar soweit, auf Vorrat essen zu können, oder sie bildeten es sich wenigstens ein. Sebastian zum Beispiel brachte es tatsächlich gelegentlich beim Abendessen auf bis zu 10-12 Scheiben Brot.

Wer wirklich Hunger hatte, musste wenig kauen und viel schlucken und natürlich möglichst nicht reden.

Klaus, Rainer und ich saßen jedoch an diesem Dienstag völlig übermüdet beim Frühstück und hantierten mit merkwürdig weichen Brötchen und nach nichts schmeckendem Vollkornbrot herum. Die Marmeladen zu süß und der lauwarme Hagebuttentee kaum genießbar. Es hielt sich über Jahre hartnäckig das Gerücht, dass diesem Tee das Beruhigungsmittel Hängolin beigemischt wurde, um zumindest bei den männlichen Protagonisten deren Libido und/oder Erektionsfähigkeit zu senken. Die Anstaltleitung wollte uns ruhig stellen und ruhig halten. Ob mit oder ohne Zusatz, der Tee schmeckte eh nicht.

Bis zum Mittagessen ging es dann an diesem Tag nicht nur für uns mit stets kontrollierter Beschäftigungstherapie weiter. Wir mussten beschäftigt werden, denn wir sollten dabei etwas fürs Leben lernen. Unterbrochen wurden diese Aktionen mit regelmäßigen kurzen Pausen, in denen sich alle unabhängig vom Wetter draußen auf dem Innenhof einzufinden hatten. Sauerstoff tanken und die Beine vertreten unter Aufsicht.

Die Müdigkeit nach wie vor in den Knochen ging für uns auch der Nachmittag dahin, in den eine „stille Stunde“ eingebaut war. Diese „stille Stunde“ gab es nicht nur dienstags, sondern sie wurde täglich zelebriert. Alle, inklusive Anstaltspersonal, sollten in dieser besonderen Stunde einmal kurz inne halten, in sich gehen und sich gedanklich neu sortieren. Jeder hatte sich in seinem jeweiligen Raum aufzuhalten. Extra Wachpersonal saß an strategischen festgelegten Punkten auf Fluren und in Treppenhäusern, um das einstündige „Nicht-Geschehen“ zu kontrollieren. Niemand durfte seinen Raum verlassen, auch nicht, um eine Toilette aufzusuchen.

Bis auf ein paar unentwegte Schlaumeier taten alle das, was sie am besten konnten. Sie lagen auf ihren Betten, starten an die Decke und versuchten ein möglichst genaues Gefühl für eine Zeitstunde zu bekommen. Sicher, man konnte auch schlafen, wenn man nicht gerade Mitglied in einer so auserwählten Gruppe wie der unseren war. Unser Aufseher Knut setzte sich am heutigen Dienstag mit seinem Stuhl mitten in den Raum und pfiff uns mit seinem obligatorischen: „Nicht einschlafen!“ zur Ordnung. Weiter passierte nichts. So kroch die Zeit dahin. Da in dieser „stillen Stunde“ nicht geredet werden durfte, zumindest für die Aufseher nicht hörbar, gab es selbstverständlich auch keine Musik. Dies hatte jedoch nicht ausschließlich mit der „stillen Stunde“ zu tun, sondern war auch der Tatsache geschuldet, dass in unserer Anstalt alle - und die Betonung liegt wirklich auf a l l e - elektrischen Geräte

verboten waren. Keine Fernseher, keine Radios, keine Rasierapparate, keine Bügeleisen, Kühlschränke, etc.

OK, die Anstaltsleitung zeigte sich einsichtig und versuchte eine eventuelle Revolte ihrer Insassen zu verhindern. Deshalb beschloss man, dass sich Insassen, die sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen, in eine Liste eintragen durften. Wurde die Liste von der Anstaltsleitung genehmigt, hatten die Protagonisten für eine Stunde pro Woche das Glück, sich in einem gesonderten Raum einzufinden, um gemeinsam unter Aufsicht fernzusehen. Selbstverständlich durfte dabei weder geredet noch das Programm gewechselt werden. Durch das einzuhaltende Zeitlimit endeten zum Beispiel alle Spielfilme automatisch nach 60 statt nach 90 Minuten. Es gab nie ein Happy End, für wen und was auch immer. Der Bewacher verschloss die Tür des Fernsehraumes von innen. Hier störte niemand niemanden.

Genauso verhielt es sich mit dem Thema Musik. Eine alte Musiktruhe in einem Raum für maximal 20 Personen. Keine Möbel, nur Holzstühle. Eine Stunde pro Woche. Alles bei verschlossener Tür unter Bewachung. Noch heute habe ich mich von dieser konzentriert dosierten Art und Weise, Musik zu hören, nicht ganz frei machen können. Man lernt nicht nur, man hört auch fürs Leben.

Durch das einzuhaltende Zeitlimit endeten zum Beispiel alle Spielfilme automatisch nach 60 statt nach 90 Minuten. Es gab nie ein Happy End, für wen und was auch immer.

48 Stunden und die Stunden von Dienstag. Unser Abendessen fand gefühlt eher am Spätnachmittag statt. Davor oder danach noch schnell ein Stündchen aufs Ohr legen, war nicht möglich, da die Betten tagsüber hochgeklappt wurden. Selbstverständlich wurde dieser Zustand regelmäßig überwacht.

Für unser Trio standen also noch eine lange Nacht und dann noch ein paar Reststunden auf dem Programm, um unserem Peiniger Knut zu beweisen, dass wir die 72 Stunden ohne Schlaf locker schafften. Sollten wir dabei tatsächlich als schlaflose Sieger über die Ziellinie gehen, würde es keinen zweiten Versuch für uns geben. Wir hätten es geschafft und würden nicht stets und ständig sein Kommando: „Nicht einschlafen“ hören müssen.

Wir könnten uns endlich wieder mit ein wenig mehr Konzentration auf das stürzen, weshalb wir eigentlich hier waren. Unsere Gesamtzeit, die wir abzusitzen hatten, betrug sieben Jahre. Wer von uns es in dieser langen Zeit schaffte, keine großen Fehler zu machen, wurde am Ende mit dem Abitur belohnt. Denn der Name unserer Anstalt hieß NHB und diese Buchstaben standen für Niedersächsische Heimschule Bederkesa. Wer es etwas hochtrabender ausdrücken wollte, fügte noch hinzu: Neusprachliches Gymnasium in Kurzform (ab 7. , statt ab der 5. Klasse).

Bleiben noch zwei Punkte anzumerken: Klaus, Rainer und ich haben unserem Peiniger Kurt, unserem Stuben-Ältesten, gezeigt, wo der Hammer hängt, und den 72-Stunden-Marathon-Schlafentzug, wenn nicht locker, aber so gut wie unbeschadet überstanden. Ich allerdings habe die vorgegebenen sieben Jahre bis zum Abitur nicht geschafft, weil ich mich mit dem Regelwerk und der dazugehörigen Überwachung als nicht kompatibel erwiesen habe. Nach vier Jahren wurde ich in einer Nacht- und Nebelaktion in den Sommerferien der Schule verwiesen – wahrscheinlich, weil ich nie den lauwarmen Hagebutten-Tee getrunken habe? Eine Entscheidung, die mir bei der Bundeswehr noch gute Dienste leisten sollte, aber das ist wieder eine ganz andere Geschichte …

Stoffsammlung zu 1964:

16. April 1964. Zum ersten Mal gelang zwei jungen Männern aus Halle die Flucht in den Westen mit Hilfe eines Sportflugzeuges.

21. April 1964. Mit einer tollkühnen Flucht aus der DDR in die Bundesrepublik machten zwei Männer Schlagzeilen. Mit einem voll beladenen LKW rasten sie durch mehrere Zäune entlang der Grenzlinie in Berlin und schwammen dann durch den Teltow-Kanal in den Westen.

08. August 1964. Nach neunwöchiger Prozessdauer erging in Aylesbury (Großbritannien) der Urteilsspruch gegen die legendären Posträuber, die mit Hilfe eines falschen Signals den Postzug über einer Brücke zum Halten gebracht haben und so fast 30 Millionen DM erbeuteten. Alle 12 Angeklagten wurden für schuldig befunden und zu Gefängnisstrafen von bis zu 30 Jahren verurteilt.

17. April 1964. Die erste LP der Gruppe „The Rolling Stones“, die auch diesen Titel trug, kam auf den Markt. Bis zum Ende des Monats waren bereits 150.000 Platten verkauft. Vom Präsidenten des britischen Friseur-Handwerks war den Musikern der Popgruppe „The Rolling Stones“ ein kostenloser Haarschnitt angeboten worden. Nach dem Grund seines Angebotes befragt, erklärte der Präsident: „Einer sieht am Kopf aus wie ein Staubwedel“.

19. März 1964. Eröffnung des Großen Sankt Bernhard-Tunnels: ein 5798m langer Straßentunnel zwischen dem Schweizer Kanton Wallis und dem italienischen Aosta, der auf einer Höhe von rund 1900m über dem Meeresspiegel liegt. Es handelt sich um einen privaten Tunnel, daher ist die Durchfahrt – als einzige Ausnahme im Schweizer Straßennetz – gebührenpflichtig, unabhängig davon, ob eine Schweizer Autobahnvignette gelöst wurde oder nicht. Am Eröffnungstag durchquerten 1.200 Fahrzeuge den Tunnel. Im Jahr 2013 waren es bereits 620.000.

Am 21.07.1964 wurde der zukünftige deutsche Skispringer Jens Weißflog geboren. Der dreifache Weltmeister (1984, 1985, 1989) und dreifache Olympiasieger (1984, 1994, wurde als erster Sportler viermal Sieger der Vier-Schanzen-Tournee (1984, 1985, 1991, 1996).

09. Dezember 1964. Der deutsche Komiker, Showmaster, Moderator und Schauspieler Hans-Peter Wilhelm Kerkeling, besser bekannt als Hape Kerkeling wurde in Recklinghausen geboren. Als Schauspieler, wie zum Beispiel in „Kein Pardon“, als Buchautor von „Ich bin dann mal weg“, als Synchronsprecher in „KungFu

Panda“ und in seiner Paraderolle als „Horst Schlämmer“ feiert er bis heute große Erfolge.

Nr. 1 Hits in Deutschland 1964
Cliff Richard – Rote Lippen soll man küssen
Bernd Spier – Das kannst Du mir nicht verbieten
The Beatles – I want to hold your hand
Ronny – Oh, my darling, Caroline
Drafi Deutscher – Shake Hands
Siw Malmkvist – Liebeskummer lohnt sich nicht
Peter Lauch & die Regenpfeifer – Das kommt vom Rudern, das kommt vom Segeln
Bernd Spier – Memphis Tennessee
Roy Orbison – Pretty Woman

Mit Gerd Fröbe als Auric Goldfinger in der Hauptrolle startete der dritte Teil der James Bond-Filmreihe und basiert auf dem gleichnamigen Roman „Goldfinger“ von Autor Ian Fleming. Die Verfilmung ist als die bisher am schnellsten Geld bringende Kinoproduktion in das Guinessbuch der Rekorde eingegangen. Er war außerdem einer der ersten Kinofilme, für den ein intensives Merchandising betrieben wurde. So ging dem Kinostart eine groß angelegte Werbekampagne voraus, die sich unter anderem in Agentenspielzeug mit 007-Pistolen, Aston Martin-Modellautos etc. ausdrückte.

Bonanza ist eine der bekanntesten US-amerikanischen Fernsehserien der 60er Jahre. Mit über 430 Folgen ist sie nach „Rauchende Colts“ die zweitlängste Westernserie der Welt.

1964 wurde für die Reihe der Abenteuervierteiler des ZDF die Geschichte von Robinson Crusoe als erster Stoff ausgewählt. Diese Fassung gilt bis heute als die bisher werkgetreueste Verfilmung.

Die Erfindung des Toast Hawaii wird allgemein dem Fernsehkoch Clemens Wilmenrod zugeschrieben, der ihn 1955 in Deutschland erstmals vorstellte. Zur Zubereitung wird ein leicht geröstetes Toastbrot gebuttert, mit je einer Scheibe Kochschinken oder rohem Schinken, Ananas und Käse belegt und überbacken. Verbreitet ist es auch, auf den fertigen Toast eine Cocktailkirsche, Preiselbeeren oder Ähnliches zu setzen oder ihn mit etwas süßem Paprikapulver zu würzen. Bis heute ist der Toast Hawaii ein Klassiker, den es jedoch auf Hawaii nicht gibt.

26. Juni 1964. Die Schweiz führt als drittes Land der Welt nach der Bundesrepublik Deutschland und den USA das Postleitzahlensystem ein.

01. Juli 1964. Heinrich Lübke wird erneut zum Bundespräsidenten gewählt.

1964 rollt in der DDR der erste Trabant 601 im VEB Sachsenring Automobilwerk Zwickau vom Band. Dieses im Volksmund als „Trabbi“ bezeichnete Fahrzeug wird bis 1993 fast 3. Millionen mal produziert werden und hatte damals eine Lieferzeit von 12 Jahren.

1964 nimmt der Trainer der westdeutschen Fußball-Nationalmannschaft Sepp Herberger seinen Abschied. Er hat die Nationalmannschaft seit 1936 betreut.

1964 kostet ein Liter Normalbenzin 57,3 Pfennig. Das sind in Euro umgerechnet 27,46 Cent. An deutschen Tankstellen gibt es seit 2010 kein Normalbenzin mehr und im Jahre 2014 zahlen wir für einen Liter Superbenzin im Durchschnitt 1,55 Euro.

1964 beträgt der Preis für ein Maß Bier auf dem Oktoberfest 2,20 DM. Das sind umgerechnet 1,13 Euro. Auf dem Oktoberfest 2014 zahlt man für eine Wiesnmaß zwischen 9,70 und 10,10 Euro.

20. März 1964. Schauspieler-Traumhochzeit in Montreal: Elisabeth Rosemond Taylor und Richard Burton heiraten.

Der US-Amerikaner Cassius Clay, der sich seit seinem Übertritt zum Islam Muhammad Ali

nennt, wird neuer Boxweltmeister im Schwergewicht. Er schlägt den Titelverteidiger Sonny Liston, der in der 6. Runde aufgibt. Anschließend ruft Clay immer wieder. „I am the greatest!“

Endtabelle der Bundesliga 1963/1964
01 FC Köln
02 Meidericher SV
03 Eintracht Frankfurt
04 Borussia Dortmund
05 VfB Stuttgart
06 Hamburger SV
07 TSV 1860 München
08 FC Schalke 04
09 1. FC Nürnberg
10 SV Werder Bremen
11 Eintracht Braunschweig
12 1. FC Kaiserslautern
13 Karlsruher SC
14 Hertha BSC Berlin
15 Preußen Münster
16 1 FC Saarbrücken

25. April 1964. Skandal in Dänemark. Der kleinen „Meerjungfrau“, dem Wahrzeichen von Kopenhagen, wird der Kopf gestohlen.

Foto: Steffi Urban

Mit Sicherheit!

Sila

Foto: Guido Menker

Für Polizei und Rettungswagen eine beinahe alltägliche Situation: ein Verkehrsunfall beim Spurwechsel mitten in der Stadt.

Foto: Kelke van Lessen

Nur leicht Verletzte, die Schuldfrage scheint für Zeugen und Beteiligte eindeutig. Polizisten nehmen die Daten der Fahrer und Autos auf, reine Routine. Doch es stellt sich heraus: eines der Fahrzeuge hat keine gültige „Plakette“.

Tatsächlich wagt es noch ein Unternehmen, das Wort „Überwachung“ in seiner Bezeichnung zu führen, wenn auch nur etwas verschämt in einer Abkürzung: der TÜV. Mit der traditionellen Abkürzung „Technischer Überwachungsverein“ hat das nur noch wenig zu tun, denn es handelt sich nicht mehr um einen Verein, sondern um verschiedene privatrechtliche Unternehmen, eines davon heißt „TÜV Nord Group“. Wenn man sich auf der Homepage umschaut, könnte man meinen, dass Überwachung gar nicht mehr stattfindet, synonym spricht das Unternehmen hier lieber von „Sorgen für Sicherheit“. So ganz von der Hand zu weisen ist das nicht. Schließlich steht in unserer aller Köpfe seit Jahrzehnten der Hinweis „TÜV-geprüft“ für Qualität und Sicherheit. Auch das „T“ in der altbekannten Abkürzung wurde weitläufig ausgebaut. Haben wir bislang vor Augen, dass ein Spielzeug, eine Küchenmaschine oder unser Auto auf Sicherheit geprüft wurde, so erscheint die Dienstleistungsskala der TÜV Nord Group schier unendlich. Hat schon mal jemand von „Blower-Door-Test“ gehört? Hier wird ein Gebäude auf Luftdichtigkeit geprüft. Weitere Bereiche, in denen der TÜV tätig wird, sind zum Beispiel der Umgang mit Industrieabfällen, Brandschutzkonzepte oder Raumlufthygiene. Bei sogenannten Mystery-Analysen werden vom TÜV Testkunden beauftragt, die echte Dienstleistungen in Anspruch nehmen, um so die Qualität von Unternehmen zu überprüfen. Und tatsächlich kann beim TÜV auch eine Burnout-Prophylaxe für eine komplette Firmenbelegschaft gebucht werden. Im Bereich Weiterbildung tut sich der TÜV mit umfangreichen Angeboten hervor. Es können Seminare und Kurse zu den Themen Arbeitsschutz, Projektmanagement, Teamleitung, GmbH-Geschäftführung und vieles mehr besucht werden. Das Zertifizierungssystem nach den ISO-Richtlinien des TÜV sei hier außen vor gelassen. Denn an dieser Stelle wird es so komplex, dass eine Transparenz für den Normalverbraucher nur schwer herzustellen ist.

Hat nun der Fahrer des Autos ohne gültige TÜV-Plakette per se die Folgen des Verkehrsunfalls zu tragen? Fühlen wir uns durch die Überwachung der Fahrzeuge durch den TÜV auf deutschen Straßen sicherer? Lohnt es sich, den TÜV-Termin für den eigenen Pkw zu versäumen? Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie bitte die Straßenverkehrsordnung oder fragen Sie Ihren Anwalt oder Ihre Kfz-Versicherung. Für die TÜV Nord Group steht eines fest: „Wir machen die Welt sicherer.“

Wachen

Gianna Lange

Wir wollten dich behüten
über dich wachen
über
wachen.
Über uns
wachst jetzt du
bist über
nicht mehr unter uns.
Wach hast du es dir überlegt
über das Wachen hinaus
gesehen
was danach kommt
darüber
über
wachen.
Wachen über dich konnten wir
nicht.
Wachen wolltest du
nicht mehr.
Vielleicht warst du schon immer
wach
über uns
nicht unter.
Wir wissen es nicht.
Vielleicht
wachst du jetzt über uns.

Dezember 2014

Foto: Franziska Evers

Anarchistische Gewalttäter

– Baader/Meinhof-Bande –

Wegen Beteiligung an Morden, Sprengstoffverbrechen, Banküberfällen und anderen Straftaten werden steckbrieflich gesucht:

Meinhof, Ulrike, 7. 10. 34 Oldenburg

Baader, Andreas Bernd, 6. 5. 43 München

Ensslin, Gudrun, 15. 8. 40 Bartholomae

Meins, Holger Klaus, 26. 10. 41 Hamburg

Raspe, Jan Carl, 24. 7. 44 Seefeld

Stachowiak, Ilse, 17. 5. 54 Frankfurt/M.

Jünschke, Klaus, 6. 9. 47 Mannheim

Augustin, Ronald, 20. 11. 49 Amsterdam

Braun, Borchard, 25. 2. 46 Berlin

Reinders, Ralf, 27. 8. 48 Berlin

Berg, Ingeborg, 2. 7. 48 Berlin

Möller, Irmgard, 13. 5. 47 Bielefeld

Mohnhaupt, Brigitte, 24. 6. 49 Rheinberg

Achterath, Axel, 15. 4. 35 Hannover

Hammerschmidt, Katharina, 14. 12. 43 Danzig

Keser, Rosemarie, 24. 8. 47 Ebenberg

Haussner, Siegfried, 24. 1. 52 Selb/Bayern

Boekmann, Heinz, 1. 3. 48 Gütersloh

Fichter, Albert, 18. 12. 44 Stuttgart

Für Hinweise, die zur Ergreifung der Gesuchten führen, sind insgesamt **100 000 DM** Belohnung ausgesetzt, die nicht für Beamte bestimmt sind, zu deren Berufspflichten die Verfolgung strafbarer Handlungen gehört. Die Zuerkennung und die Verteilung erfolgen unter Ausschluß des Rechtsweges.

Mitteilungen, die auf Wunsch vertraulich behandelt werden, nehmen entgegen:

Bundeskriminalamt – Abteilung Sicherungsgruppe –
53 Bonn-Bad Godesberg, Friedrich-Ebert-Straße 1 – Telefon: 02229 / 53001
oder jede Polizeidienststelle

Vorsicht! Diese Gewalttäter machen von der Schußwaffe rücksichtslos Gebrauch!

Foto: Steffi Urban

Nächste Tür: Links

Tobias Meyer

Mark* hat ein sauberes polizeiliches Führungszeugnis. Normalerweise reicht das, um als Türsteher zu arbeiten. Trotzdem soll ihm im vergangenen Jahr plötzlich die Arbeitserlaubnis entzogen werden:

Das Stadtamt ordnet eine erneute Überprüfung an und beruft sich auf seinen Vermerk als „linksorientierter Straftäter“. Der 32-Jährige wehrt sich dagegen und muss zu seinem Erstaunen feststellen: Immer wieder wurden Daten über ihn gesammelt, weit vor der Schlägerei, von der Polizei, vom Verfassungsschutz. Die Überwachung kriegt er seitdem nicht mehr aus seinem Kopf.

GBR
SHAF
GBR*
NA

Sie wissen es. Dass er als junger Erwachsener im Alhambra in Oldenburg abhing, zum Beispiel. Diesem „selbstverwalteten Kultur- und Kommunikationszentrum“ an der Hermannstraße. Weiße Fassade, rotes Ziegeldach, unter dem auf der Rückseite des Gebäudes „Das Leben beginnt, wo Herrschaft aufhört“ steht. Dort trafen sich früher Gewerkschafter, dann die ersten schwul-lesbischen Organisationen. Und vor allem: Linke. Und dort ging er hin, wenn er seine Freunde sehen wollte. Dort ging er hin, wenn er Punkbands live erleben wollte.

Dort ging er nicht hin, wenn er seine Teilnahme an einer Demonstration plante.

Die Wände haben Ohren, haben sie ihn gewarnt, und draußen könnten Beamte sein und sie beobachten, haben sie gesagt. Immer wieder führte die Polizei Hausdurchsuchungen durch, `91, `96, 2008, unter anderem wegen Verdachts auf Anstiftung zu Gewalttaten und des Vorwurfs, terroristische Vereinigungen zu bewerben. Aber eigentlich, davon waren die Stammbesucher überzeugt, wollten sie an die Daten der Mitglieder, wollten sie die linke Szene einschüchtern. Er hat das alles nicht so ernst genommen. Warum sollte sich die Polizei für ihn interessieren? Warum der Verfassungsschutz? Eben.

Sie wussten, dass er da war. Und sie wussten, wenn er woanders war, auf Demonstrationen zum Beispiel. Sie legten Dateien an mit seinem Namen und den Aufenthaltsorten, und aus den Dateien wurden Akten, und aus den Akten wurden Informationen, die irgendwann mal irgendwie gegen ihn ausgelegt werden würden. Woher sollte er das damals wissen? Er wusste es nicht. Seine Freunde haben ihn gewarnt, er war sensibilisiert, er war vorsichtig, vor allem, wenn es um Hinweise auf seine linkspolitische Gesinnung ging. Aber er war kein leitender Linker, kein Organisator; er war gegen das System und für linke Politik, aber so war das halt, mit 16, wenn man Punk war, wenn man eine „subkulturelle Haltung“ hatte.

Einmal bestellte er bei einem Versandhandel Antifa-Material, an die Adresse seiner Eltern. Ein Familienhaus im Norden, in einem Ort, in dem er eh schon auffiel, durch seine Tattoos und seine politischen Ansichten. Früher gab es dort eine starke rechte Szene, aber die war nicht mehr aktiv. Jetzt war es ein friedlicher Ort, und er fühlte sich heimisch, fühlte sich sicher. Bis zu dem Tag, an dem er im Internet seine Adresse fand, auf einer dieser „Drecksnaziseiten“, wie er sagt, auf denen sie vollständige Anschriften von Linken veröffentlichen und damit eine Hetzjagd anzustoßen versuchten. Seine Kontaktdaten hatten sie aus dem Kundenregister des Versandhandels, genau wie die von zahlreichen anderen Linken. Jetzt ist es vorbei, dachte er, jetzt kriegen sie mich. Die machen mich fertig. Seinen Eltern verschwieg er die Gefahr zunächst, die in den ersten Tagen so unglaublich drohend, so unglaublich düster durch seinen Kopf donnerte. Doch die Nazis kamen nicht. Aufatmen.

Aber die Nazis kamen. Nicht zu ihm, sondern nach Wilhelmshaven. Dort wollten sie durch die Straßen ziehen und demonstrieren, gegen Ausländer, für ein deutsches Deutschland. Er war auch da, um ihnen Paroli zu bieten, mit vielen Hundert anderen. Die Polizei hatte alles unter Kontrolle, jeder ging seinen Weg und zunächst war es so, wie bei jeder Demonstration auch: laufen, brüllen, Parolen schreien. Doch dann hatten sie eine Idee, ein spontaner Einfall, Leichtsinn vielleicht? Sie zogen los, in einer kleinen Gruppe, und trafen auf Nazis, und irgendwie geriet die Situation außer Kontrolle. Am Ende saß er im Polizeiauto. Anzeige wegen gefährlicher Körperverlet-

zung. Sozialstunden. Und ein Eintrag als linksmotivierter Straftäter in einer Datenbank des Bundeskriminalamts. Das war 2009, da war er 27. Da ahnte er noch nicht, was kommen würde.

Januar 2015. Mark sitzt in einem Restaurant im Herzen des Viertels. Hier kann man gut reden, hat er am Telefon gesagt; alles weitere dann später. Er sitzt an einem Tisch in einer Ecke im ersten Stock, vor ihm ein Teller Geschnetzeltes mit Spätzle und ein halber Liter Spezi. Hinter ihm: eine Geschichte, die er selbst nicht ganz glauben kann. Mark ist 32 Jahre alt, ein Schrank von einem Mann: groß, kräftig gebaut, markantes Gesicht, auch durch den Bart. Gute Voraussetzungen für seinen Job, denn der Wahlbremer arbeitet seit fünf Jahren als Türsteher, vor Clubs, vor Konzerten. Einmal auch als Security für die Künstlerin Lady Bitch Ray. Für den 32-Jährigen ist „Tür machen" kein Traumjob – aber einer, der ihm Spaß macht: die Szene, die Leute, die Kollegen, alles passt. Natürlich gehen ihm die Gäste manchmal auch auf die Nerven, vor allem dann, wenn er sie rausschmeißen muss oder gar nicht erst rein lassen kann, weil sie vollgepumpt sind mit Alkohol oder Drogen oder beidem, weil sie ausrasten vielleicht oder andere Gäste belästigen.

In der Anfangszeit seines Jobs gab es mal einen Fall, da war wieder einer, der ausgerastet ist. Der Mark von hinten angegriffen hatte. Mark und sein Türsteherkollege reagierten sofort, brachten ihn unter Kontrolle – doch er wehrte sich, der Alkohol hatte den Verstand ausgeschaltet. Sie fesselten ihn mit Kabelbindern – weil sie ihn nicht verletzen wollten, indem sie sich auf ihn draufsetzen oder die Arme verdrehen. Mark bekommt bekommt eine Anzeige wegen Freiheitsberaubung, doch das Verfahren wird eingestellt. Vermutlich, so die Begründung, sei sein Verhalten Notwehr gewesen. Mit Sicherheit war es das, sagt Mark.

Mark hat ein sauberes Führungszeugnis, und einen 34A-Schein. Er hat eine Prüfung bei der Industrie- und Handelskammer abgelegt, um als Türsteher zu arbeiten, hat sich mit gesetzlichen Rahmenbedingungen und Sicherheitsaspekten beschäftigt. Vier Anzeigen wegen Körperverletzung hat er seitdem bekommen, eine stellte sich als Falschanzeige heraus, die drei anderen Verfahren wurden eingestellt. Eine gute Quote für einen Türsteher, denn nicht selten zeigen verärgerte Gäste, die rausgeschmissen wurden, sie auch mal mit fadenscheinigen Begründungen an. Aber Mark ist ein besonnener Typ, seine tiefe Stimme ruhig, seine Aussagen überlegt. Dass er ins Visier des Verfassungsschutzes geraten würde, dass das Stadtamt versuchen würde, ihm seine Zulassung zu entziehen, dass hätte er niemals erwartet. Bis zu diesem Tag im Juli 2014, an dem er einen Brief der Behörde öffnet.

Mark ist ins Viertel gezogen, damit er „rausgehen und feiern gehen kann, ohne Scheiß Nazimucke" hören zu müssen". Er mag es, dass seine Nachbarschaft eher linksgerichtet ist, und er findet es gut, dass rechte Parolen an den Stammtischen in den Kneipen keinen Platz haben. Marks Herz schlägt für eine linke Politik. Aber Mark ist jetzt 32, vier Jahre über dem durchschnittlichen Ausstiegsalter aus der linken Szene. Er ist ruhiger geworden, auch wenn sich seine Ansichten kaum verändert haben – nur mit dem Unterschied, dass er sie jetzt nicht mehr unbedingt herausbrüllen muss auf Demonstrationen. Aber Mark hat auch diesen Vermerk als linksmotivierter Straftäter bei der Polizei. Und als „politisch motivierter Täter" ist er für den Job als Türsteher „unzuverlässig", begründet ein Polizist des Bremer „Kommissariat für spezielle Strukturdelikte" in einer E-Mail im März 2014 an das Stadtamt den Wunsch nach einer er-

neuten Überprüfung Marks. In einem Bewertungsschreiben an das Stadtamt heißt es dann: „Eine solche Gesinnung ist mit der Ausführung einer Türstehertätigkeit nicht in Einklang zu bringen“, schließlich neigen „linksmotivierte Straftäter (…) dazu, sich der Polizei zur Wehr zu setzen und Anweisungen nicht Folge zu leisten“.

Rein rechtlich gesehen reicht sein Polizeiliches Führungszeugnis „ohne Eintragungen“ und sein 34A-Schein aus, um als Türsteher zugelassen zu werden – weiterer Überprüfungen bedarf es in der Regel nicht. Doch das Stadtamt geht einen anderen Weg. Die Beamten fragen – nach bremischem Datenschutz zulässig – unter anderem Informationssysteme der Polizei ab, etwa „Cognos“, „Nivadis“, „Inpol“ und das Informationssystem Anzeigen, kurz ISA, ab. In letzterem werden alle Arten von Anzeigen gelistet, die jemals gegen Personen aufgegeben wurden – ganz egal, ob die Verfahren eingestellt wurden oder nicht. Mark hat einige Anzeigen bekommen: in seiner Jugend wegen Landfriedensbruch zum Beispiel, und die vier, die in seiner Türsteherzeit zusammengekommen sind. Alle Verfahren gegen ihn wurden eingestellt. Diese Sammlung der Anzeigen sei nicht aussagekräftig über eine Person, ist Mark überzeugt. Es seien Anzeigen, keine rechtmäßigen Verurteilungen. Sie würden lediglich der Vorverurteilung dienen.

Das gleiche denkt er auch über die Datenbank des BKA, in dem er als linksmotivierter Straftäter vermerkt ist. Immer wieder stand diese in den vergangenen Jahren in der Kritik: Im September 2014 berichteten die Medien über eine Statistikpanne, die nach einer Anfrage des Linke-Abgeordneten Andrej Hunko offenbar wurde. Er hatte bei der Bundesregierung angefragt, wie personengebundene Hinweise bei der Polizei gespeichert würden. Der parlamentarische Staatssekretär Günther Krings von der CDU leitete eine Auflistung aus dem Informationssystem des BKA, in dem 1,5 Millionen Menschen registriert sind, an den Politiker weiter. Und Hunko fiel anhand der Zahlen auf: Irgendetwas kann hier nicht stimmen. 3490 Menschen waren der Tabelle des BKAs zufolge als „Straftäter – linksmotiviert“ gespeichert – aber nur zehn Personen als „Straftäter – rechtsmotiviert“. Das Innenministerium entschuldigt sich kurze Zeit später mit der Begründung, in allen 18 Kategorien seien „die Zahlen durcheinander geraten“. Die Korrektur folgt prompt: Nun sind es 9763 linksmotivierte und ganze 20054 rechtsmotivierte Straftäter. Bei den polizeibekannten Rockern korrigierte man die Zahl von 92742 auf 2355; und die Gruppe der Menschen, die einen Vermerk in der Kategorie „Prostitution“ haben, schrumpft von etwas mehr als 2400 auf 102. Darüber hinaus sind in dem System Personen unter „Drogenkonsumenten“ gespeichert, mehr als 1,1 Millionen. Auch Hinweise auf „geisteskranke“ sowie „suizidgefährdete“ und „landstreichende“ Menschen hat das BKA gesammelt. Hunko und viele weitere Politiker kritisieren daraufhin, dass Personen dadurch „stigmatisiert“ würden – etwa bei Polizeikontrollen. Sie fordern die Löschung der Daten. Das BKA kündigt an, die Kategorien „Prostitution“, „Landstreicher“ und „Drogenkonsumenten“ zu vernichten. Die anderen bleiben bestehen.

Mark selbst weiß, wie sich so eine Vorverurteilung einfühlen kann. Einmal, erzählt er, sei er in eine Fahrzeugkontrolle der Polizei geraten. „Ganz normal“ hätte ihn ein Beamter nach seinem Führerschein und den Fahrzeugpapieren gefragt und diese zur Überprüfung mitgenommen. Zurück kam er dann mit einem Kollegen, der sich auf der anderen Seite des Autos positionierte, mit der Hand an der Schusswaffe. „Anscheinend haben sie meinen Eintrag als linksmotivierter Straftäter gesehen“, sagt

Mark achselzuckend. „Da sind sie lieber auf Nummer sicher gegangen.“ Dass Mark bislang lediglich einmal im Zusammenhang mit der Nazischlägerei in Wilhelmshaven wegen Körperverletzung belangt wurde, ist dabei egal. „Es findet keine Unterscheidung in diesem System statt“, sagt Mark. Das sei das Problem.

Ein Problem, dass ihn im Sommer 2014 für kurze Zeit seinen Job kostet. Denn mittlerweile ist auch das Stadtamt an diese Informationen gekommen. Eine Sachbearbeiterin fragt daraufhin beim Landesamt für Verfassungsschutz an, ob es „nachrichtendienstliche Erkenntnisse“ gegen Mark gibt. Diese Auskunft jedoch wäre rein rechtlich nur dann zulässig, wenn der Türsteher Chemieunternehmen oder Atomkraftwerke oder Flughäfen bewachen würde, also Objekte, von denen „im Falle eines kriminellen Eingriffes eine besondere Gefahr ausgeht“. Aus diesem Grund fragt der Verfassungsschutz nach, ob eine „Prüfung der rechtlichen Voraussetzung und der Erforderlichkeit für eine Datenermittlung erfolgt ist“. Die Sachbearbeiterin empfiehlt daraufhin zu prüfen, ob etwa die Diskomeile als Ort ähnlich eingestuft werden könne wie etwa sicherheitsrelevante Objekte wie ein Atomkraftwerk, und verweist auf ihre Einschätzung, dass „aufgrund der kritischen Einstellung bei linksorientierten Personen, Mitgliedern der Hooliganszene oder auch aus dem Rockermilieu gegenüber der Polizei“ eine Anfrage beim Verfassungsschutz „erforderlich“ sei. Die „taz“ stellt in einem Artikel dazu fest: „Dass Neonazis als Türsteher problematisch sein könnten, erwähnt sie nicht.“

Mark hatte inzwischen einen Anwalt eingeschaltet und ein Eilverfahren beantragt – schließlich wollte er dem Entzug der Arbeitserlaubnis während der Überprüfung, die zum 1. August eintreten sollte, entgehen. Außerdem informierte er einen Politiker der Bremer Linken. Die Partei stellte daraufhin eine Kleine Anfrage beim Senat, in der es unter anderem um die Rechtmäßigkeit der Abfragen polizeilicher Informationssysteme durch das Stadtamt ging. Kurze Zeit später klingelte bei Marks Anwalt das Telefon. Der Referatsleiter für Gastronomie war am Apparat und erklärte, dass die Berufserlaubnis wieder erteilt würde – wenn er das Eilverfahren wieder zurückziehe. Und auch im Stadtamt wird in einem internen Schreiben mitgeteilt, dass die Anfrage an den Verfassungsschutz nicht weiter verfolgt werde, da die rechtlichen Voraussetzungen für eine Datenermittlung fehlten.

Seitdem arbeitet Mark wieder als Türsteher, lediglich eine Woche war von dem Arbeitsverbot betroffen. Doch für den 32-Jährigen ist etwas ganz anderes von Bedeutung: der Umgang mit seinen Daten. „Ich weiß nicht“, sagt er kopfschüttelnd, „welche Informationen die Behörden genau über mich haben.“ Dass er überhaupt Einblick in den ganzen Vorgang erhalten hat, habe er seinem Anwalt und dem Datenschutzbeauftragten zu verdanken. Nun will er herausfinden, was der Verfassungsschutz alles über ihn weiß. Schon einmal hat er das versucht, mit 23 oder 24 Jahren. Alles, was man ihm sagte, war: dass man wisse, auf welchen Demonstrationen er zwischen 2005 und 2007 gewesen sei. Und, dass er sich des Öfteren Mal im Alhambra aufgehalten habe. Alles Weitere könne man nicht mitteilen, weil sonst Informanten oder aber die Arbeitsweise des Verfassungsschutzes gefährdet wären.

Manchmal, gibt Mark nach längerem Überlegen zu, fühle er sich einfach nur machtlos. Haben sie ihn abgehört? Haben sie ihn beobachtet? Was wissen sie genau? Einmal sei eine Freundin festgenommen worden, nachdem sie in Bremen die Gleise nach einer Demo gegen Nazis blockiert hat. Wochen später kontaktierten sie die Beamten

– „vielleicht waren sie vom Staatsschutz oder vom Verfassungsschutz, vermutlich aber Verfassungsschutz“ – noch einmal und stellten Fragen. Mark ist nicht paranoid, aber als er das erfährt, überlegt er: Kontaktieren sie nun auch Personen aus meinem direkten Umfeld, um an Informationen über mich heran zu kommen? Stochern sie nur blind rum? Oder verfolgen sie ein bestimmtes Ziel? Verfolgen sie überhaupt ein Ziel? Verfolgen sie überhaupt ihn?

Es sind Fragen, die ihn nicht loslassen. Fragen, mit denen er sich eigentlich nicht auseinandersetzen möchte. Weil er in einem Rechtsstaat lebt. Weil er an die Freiheit glaubt. Aber wenn diese Gedanken kommen, dann kommen die Zweifel. „Es gibt kein funktionierendes Kontrollorgan für den Verfassungsschutz“, sagt er. „Die können tun und lassen, was sie wollen.“ Auch die „Datensammelwut“ der Behörden macht ihm Angst. „Mich hat überrascht, wie einfach das Stadtamt an meine Daten gekommen ist.“ Und wenn überall Daten gesammelt werden, sagt er, dann ist die Gefahr größer, dass sie missbraucht werden. Immerhin haben seine Eintragungen dazu geführt, dass er kurzfristig seinen Job verloren hat.

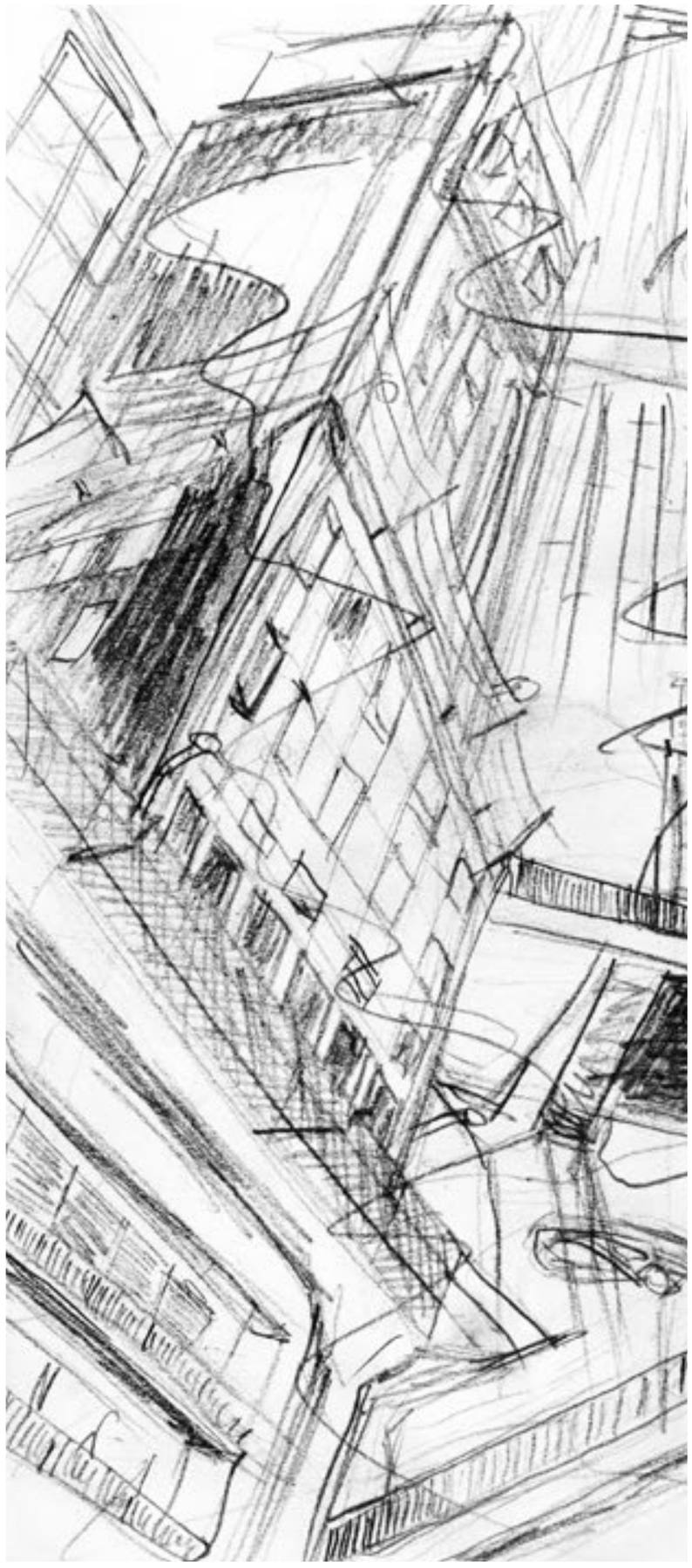
Jetzt versucht Mark, so wenige Daten wie nötig zu verbreiten, so wenig Spuren wie möglich zu hinterlassen. Und dass er sich so verhalten muss – dass beunruhigt ihn am meisten. Er hat nichts zu verbergen. Er ist kein Strippenzieher, kein Organisator, und erst recht kein Krimineller. Er ist Mark, 32 Jahre alt, Türsteher. Ein Linker.

Grund genug, ihn zu überwachen.

Grund genug, ihn zu überwachen?

**Name von der Redaktion geändert*

Gang durch Innenstadt - Martin Märtens



Wireless Dreams

Trash Fiction
Eine Fortsetzungsgeschichte
Teil 3

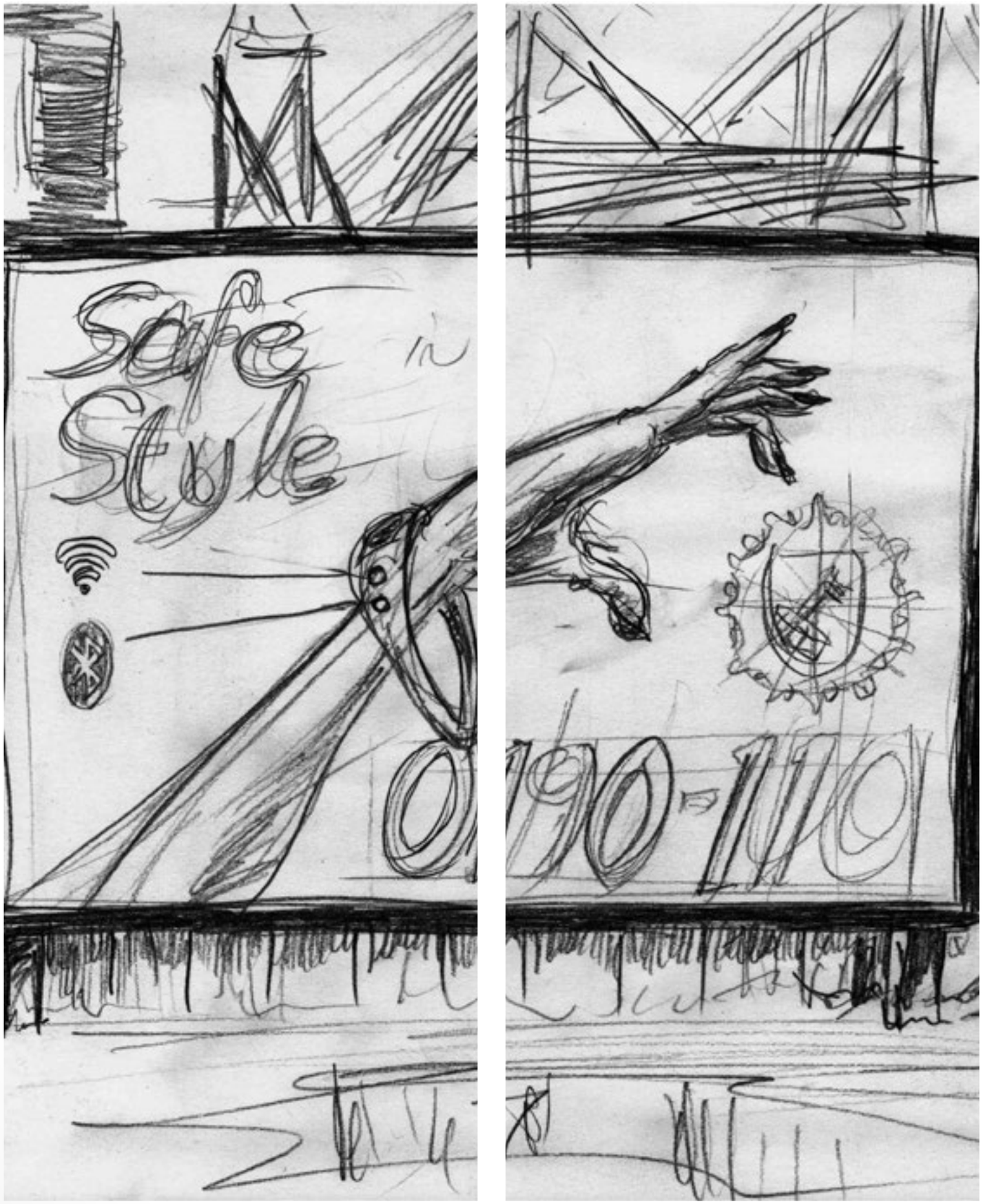
Martin Märtens

Comic: Max Vähling

Überwacht

Manio unterdrückt ein Gähnen und meint: „Was ist eigentlich mit Swan? Hast du in letzter Zeit etwas von ihm gehört?“
„Weltverbesserer und Romantiker Enno Swan, genannt der Schwan? Der einzige von uns, der es je zu etwas gebracht hat und der trotzdem noch unter uns weilt. Meinst du diesen Swan?“
„Kann man eigentlich noch ein normales Wort mit dir wechseln, Johnny? Du solltest mal wieder an die frische Luft und dich ordentlich durchpusten lassen. Das könnte deinem Hirn nicht schaden“.
„Es ist interessant, dass gerade du, der in einer permanenten Scheinwelt mit seinem längst verstorbenen Großvater kommuniziert, sich erfundene Geschichten mit ihm auf Mini-Micros reinzieht und der ganz offensichtlich unter Verfolgungswahn leidet, meint, mir Ratschläge bezüglich meiner Frischluftzufuhr geben zu müssen.“

Kurz zuvor:
Die Geräusche, die die Rotorblätter des Hubschraubers erzeugen, klingen wie Kolibri-Flügelschläge. Oder so, wie Manio sich vorstellt, die Flügelschläge eines Kolibri sich anhören mochten, wenn man sie

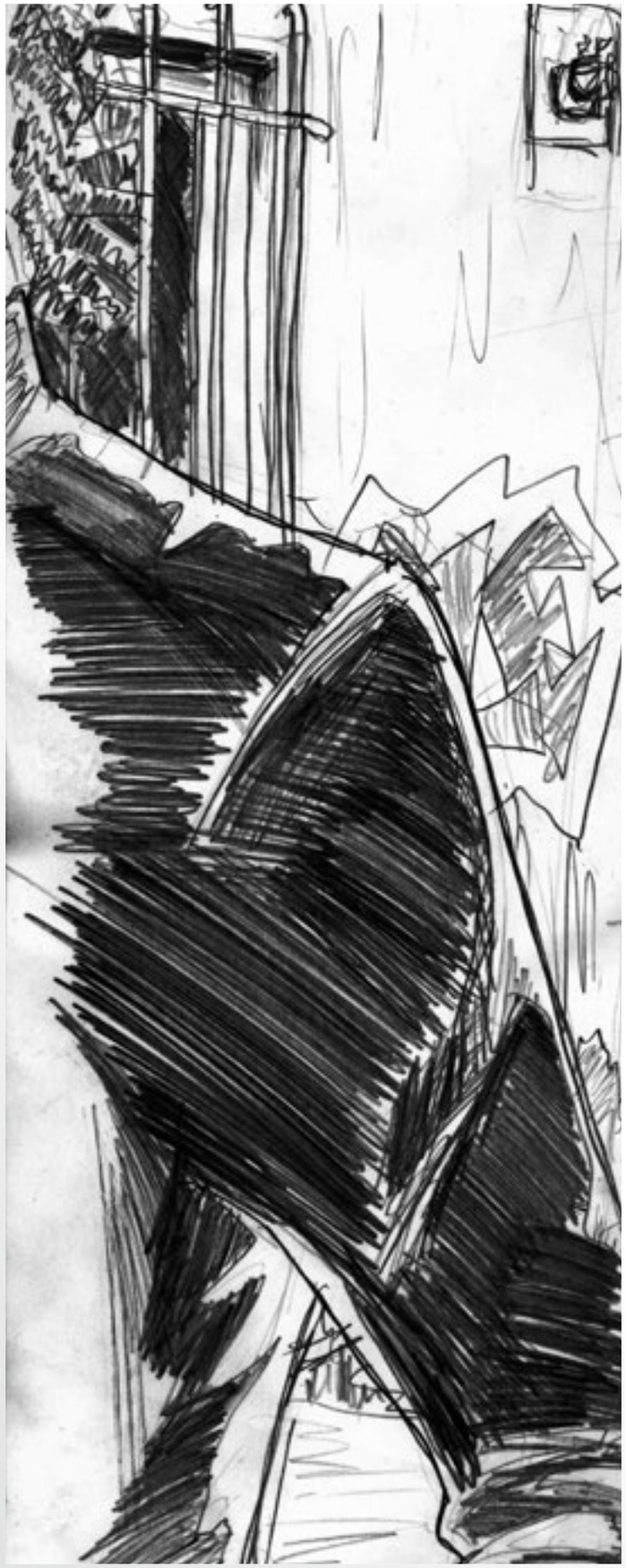


Comic: Max Vähling

denn irgendwie so verstärken könnte, dass sie überhaupt hörbar wären. Leise, rhythmisch, schnell, irgendwie filigran. Irgendwas war verkehrt, war aus dem Ruder gelaufen. „Werd jetzt bloß nicht paranoid, reiß dich zusammen“, spricht er fast manisch zu sich selbst, während er sich seine Kapuze über den Kopf zieht. Sein Rücken schmerzt, als er sich auf den Rückweg begibt. Nicht straight, immer wieder biegt er ab, geht mehrere hundert Meter in die falsche Richtung. Er hat das Gefühl, von überall aus beobachtet zu werden. Kameras, Drohnen, Helis – ist schon abgefahren, was die Leute so auffahren. Dabei müsste er wahnsinnig sein, in einem solchen Viertel auch nur daran zu denken, irgendetwas zu versuchen. Der Schwan hatte ihm einmal gesagt, dass sie demnächst wahrscheinlich sogar Gedanken scannen können. Verrückter Schwan. Er hatte es geschafft, war ein Computer-Genie, maßgeblich an der Entwicklung der ersten Traumchips beteiligt und lebte dennoch immer irgendwo im Hafenviertel. Vor allem, da er nicht auf Schritt und Tritt überwacht werden wolle, wie er selbst behauptete. Es ist schon komisch, das er das Luxusleben so verabscheut, obwohl er es sich durchaus leisten könnte. Es ist das, wonach sich 99 Prozent der übrigen Bewohner sehnen. Wach endlich auf Swanny, denkt Manio, du hast es geschafft. Lebe deinen Erfolg, spiele Golf oder wie das heißt, genieße das Leben und hör auf mit dieser schwachsinnigen Sozialromantik. Auch wenn du bei uns wohnst, gehörst du längst nicht mehr hierhin. Du hast einen Premium-Vertrag mit einer Sicherheitsfirma. Wenn du deinen Knopf drückst, ist binnen ein paar Momenten eine Hundertschaft vor Ort und schießt sich notfalls den Weg zu dir frei. Und da jeder das weiß, bist noch sicherer. Da hilft es auch nichts, das du das gar nicht wolltest, sondern angeblich der Konzern das ganze für dich abgeschlossen hat. So viel im Übrigen zu „nicht überwacht“ …

Comic: Max Vähling

Auf der anderen Seite könnte ich meinen alten Schulkollegen mal wieder einen Besuch abstatten. Ein richtiges Bier, rotes Fleisch, weißes Brot, überlegt Manio und ihm läuft bei dem Gedanken das Wasser im Mund zusammen … Zudem weißt du vielleicht was über die neuen Mini-Mikros mit der zweiten CPU. Wenn Johnny da schon nicht weiterkommt. Nur bitte keine Moralpredigten, erhofft er sich in Gedanken. Apropos Johnny, eigentlich müssten die neuen Chips soweit sein. Falsch, sie müssen fertig sein.



„Wir könnten Swan auch gleich fragen, ob er was über die neuen Mini-Mikros weiß!
„Wir?, Du meinst, ich soll mich mit dir durch den Dschungel da draußen kämpfen, während irgendwelche Helis und Drohnen über unseren Köpfen schwirren, weil du deinen Deal versaut hast?“
„Soso, dich interessiert es also nicht, was es mit den Chips auf sich hat?“
„Du wirst es nicht glauben, aber ich habe sogar schon etwas herausgefunden, was wunderbar zu deinen Verschwörungstheorien passt.“
Johnny zeigt einige Foren-Einträge. Das meiste allgemeines Blabla. Johnny will es schon wieder wegklicken, als Manio sagt: „Warte mal, was ist denn mit der Seite da?“
„Das sind Liebknechts-Erben. Die revolutionäre Stimme des Volkes.“ Wie Johnny das sagt versucht er nicht einmal, den Hohn in seiner Stimme zu unterdrücken.
„Oha, Revoluzzer. Und was vermuten sie? Eine neue Weltverschwörung hinter dem zweiten Prozessor?“
Die beiden Freunde lachen. Bis Johnny abrupt abbricht. „Ich finde, es hört sich gar nicht so blöde an.“
Sieh an, jetzt bin ich nicht mehr der Verschwörungstheoretiker, sondern du?
„Naja, sie sagen, dass die zweite CPU gebraucht wird, damit die Daten nicht nur

Comic: Max Vähling

schneller, sondern auch in anderer Form ins Nervennetz transportiert werden können. Die Impulse, die gesetzt werden können, sollen so schnell sein, dass die Reize, die sie erzeugen ein zusätzliches Wohlgefühl hervorrufen. Ein extremes Wohlgefühl."

„Das ist doch wohl der Grund, warum man die Chips nimmt …"

„Nicht in dieser Form, zumindest bisher nicht. Zumindest nicht, wenn stimmt, was die Erben behaupten."

„Und das wäre?", fragt Manio, den das Thema jetzt doch langsam zu interessieren scheint.

„Auch wenn du es mir nicht glauben magst, so konnte man bisher von den Chips höchstens psychisch abhängig werden. Dem einen oder anderen soll es ja auch so ergehen …"

„Jaja, wer's glaubt."

„Egal", sagt Johnny. „Durch die gesendeten Impulse jedenfalls und die damit verbundene Überreizung der Nerven in Einklang mit dem Wonnegefühl kann dann, nach Meinung der Erben, so etwas wie eine körperliche Abhängigkeit entstehen. Nach ihrer Meinung bereits nach dem zweiten oder dritten Mal."

„Das ist doch totaler Quatsch!"

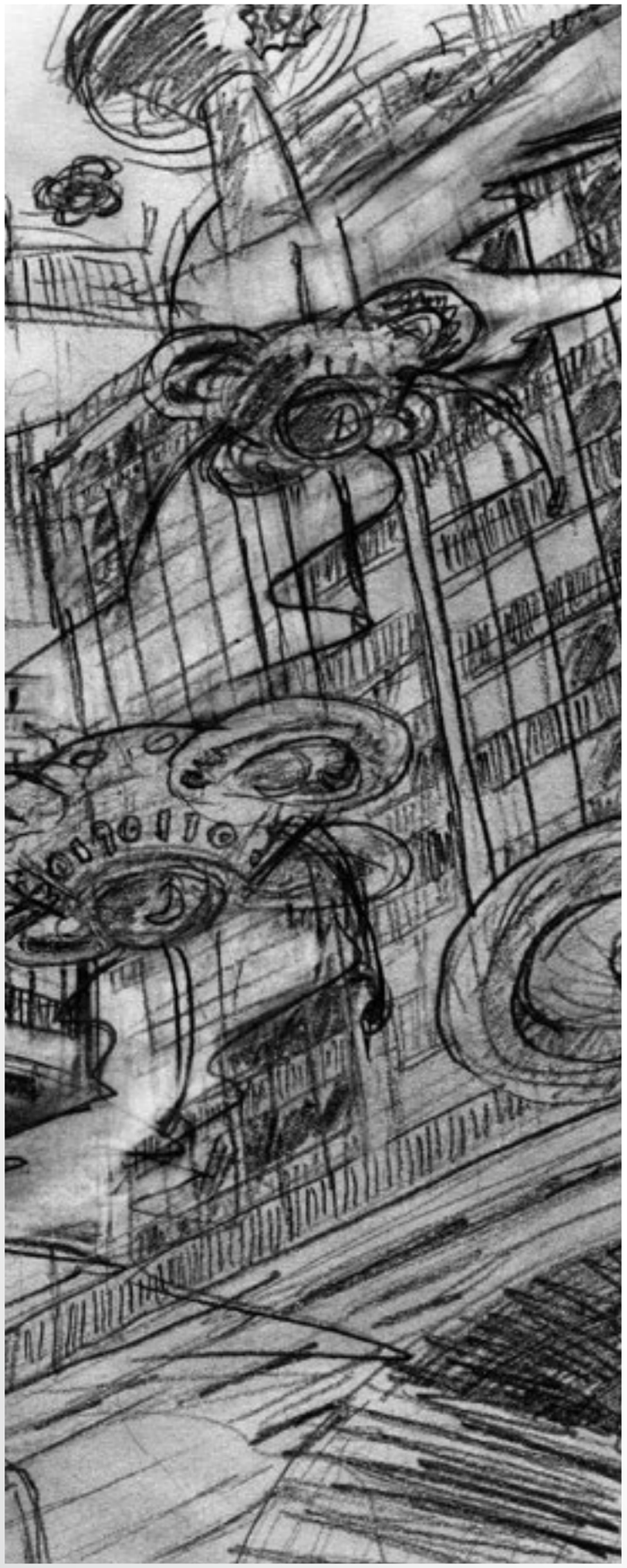
„Möglich wäre es schon …"

Comic: Max Vähling

Manio hat keine Lust mehr auf den Verschwörungsquatsch, packt seine veredelten Mikros ein und macht sich auf den Weg. „Und schließ' dieses mal ab, du Hirni", hört Johnny noch als Manio schon auf dem Weg zum Schwan ist.

Die Angst steigt in ihm auf, wenn er zulange seinen Opa nicht mehr besucht hat. Zehn Stunden ist der letzte Trip her, länger als gewöhnlich. Es beginnt jedes Mal in den Knien. Von dort kriecht sie sich ihren Weg bahnend nach oben über die Oberschenkel. Der erste Knaller kommt in den Hoden, der zweite folgt im Magen, der dritte greift sich die Kehle, und spätestens, wenn es ins Hirn einschlägt möchte er nur noch rennen, rennen, rennen. Ist Angst eigentlich vererbbar?, fragt Manio sich selbst „Dein Vater war ein richtiger Schisser, gut dass du ihn nicht gekannt hast", hatte Opa immer gesagt. Sie hatten dann immer zusammen gelacht, wobei das Lachen von Mal zu mal, wenn er darüber nachdachte, sich seiner Situation bewusst, immer häufiger drohte, im Hals stecken zu bleiben. Angst sei kein guter Ratgeber, hatte der alte Herr immer gemeint. Das Problem war nur, dass er in Momenten der Angst mit so einer Aussage gar nichts anfangen konnte. Die Angst war dann immer da. Immanent. Sich ständig steigernd. Das einzige, was half, war Sicherheit, oder Endorphine oder Adrenanlin. Wobei das mit dem Adrenalin so eine Sache war. In der Regel war er voll davon wenn er sich ängstigte. Aber um schneller zu laufen war es schon gut. Und Schmerzen spürte man auch keine. Und zur Not tat's auch Alkohol. Nur war die Folge davon nur noch mehr Angst nach der Ausnüchterung. Und zum Alkoholiker taugte er einfach nicht, das hatte er mehrfach ausprobiert. Schade eigentlich, wär wahrscheinlich unproblematischer gewesen, bei dem ganzen Sojagebräu auf dem Markt.

Manio schreckt aus seinen Gedanken auf. Wieso war hier eine Drohne über ihm, oder war es doch nur ein Vogel? Da erneut, hinter der Ecke. Er tut so, als würde er sie nicht erkennen und muss dabei aufpassen, dass er sich nicht einnässt. Um die nächste Ecke, dann kommt nach wenigen Metern ein Hinterhof der direkt zur Hinterstraße von Swans Hütte führt. Er muss versuchen die Drohne loszuwerden, das Sichtfeld zwischen den beiden muss unterbrochen werden. Wenn er es schnell genug um die Ecke schaffen würde, könnte es klappen. Er stoppt, geht ein paar Meter in die Richtung in der er glaubt die Drohne gesehen zu haben. Nichts zu entdecken. Dann dreht er sich um und rennt los. Ohne sich um irgendetwas anderes zu kümmern, schießt er um die Ecke, erreicht nach wenigen Schritten den Hinterhof und verschwindet hinter einem Müllcontainer. Durch eine Lücke zwischen Deckel und Tonne versucht Manio die Straße einzusehen. Nichts. Totenstille. War da doch nix, hatte er sich alles nur eingebildet? Er beruhigt sich etwas als ein Nerven zerreißendes Plirrr ihn so sehr zusammenfahren lässt, dass er dabei fasst den Container umgekippt hätte. „Na, schreckhaft?" Ein in Lumpen gehüllter Penner taucht hinter ihm auf. Hätte ich geahnt, dass du einen Herzinfarkt bekommst, hätte ich meine Flasche woanders entsorgt.
Manios Finger sind weiß bis zu den Kuppen, ihm ist eiskalt und er schwitzt. Wie geht das denn? „Uff" tönt es kaum hörbar von seinen bebenden Lippen. „Du blöder Penner", folgt nur eine Sekunde später.
„Ich weiß, wobei ich das blöde eigentlich nicht so gerne stehen lasse. Du kannst übrigens raus kommen, sie sind weg."
„Wie, sie sind weg?" Manio guckt sich um, erst vorsichtig dann mutiger. Er geht zur Straßenecke, lugt herum und sieht: Nichts. „Woher wusstest du …?", will er gerade den Penner fragen. Doch der ist, so plötzlich wie er auftauchte, auch wieder verschwunden. Jetzt wird's aber echt Zeit für den Schwan,



denkt Manio. Heute lassen wir mal Fünfe gerade sein. Mini-Mikro und Schnaps. Und was der Enno sonst noch so im Angebot hat. Manio geht den eingeschlagenen Weg über die Hinterhöfe weiter und erreicht so durch einen schmalen Gang die Straße an der Swans Haus liegt. Eine alte, umgebaute Saftfabrik. Swans Saftladen. Gerade noch rechtzeitig kann er den Kopf zurückziehen. Ein gutes Dutzend Drohnen fliegt rund um den Eingang herum. Und Polizei, die richtige Polizei. Keine Konzerntruppen oder private Sicherheitsleute. Mindestens zwanzig Mann. Alle in Kampfmontur. Rauch quillt aus einem zerborstenen Fenster. Das Gitter davor ist zerfetzt. Rückzug und zwar sofort, beschließt Manio. Von Swan ist nichts zu sehen. Neben seinem Haus entdeckt Manio im Zurückziehen ein Graffitti. „Keine Macht über uns“ unterzeichnet mit „KLE“. Was bedeutet denn das schon wieder. Er muss weg, aber wohin? Wenn die Drohnen ihn verfolgen kann er nicht nach Hause. Und zu Johnny. Scheiße Johnny. Er war nach dem Deal direkt zu ihm gegangen. Die Vorsicht ist passé. Er rennt so schnell er kann. Vor Johnnys Haus nichts zu sehen. Durchatmen. Umgucken. Nichts zu sehen. Also los. Unmittelbar auf das „Toc“ folgt ein „Quietsch“. Als er an die Tür klopft öffnet sich das schwere Eisen unter Leiden ein wenig. „Johnny, ich habe dir doch gesagt, dass du die verdammte …“ Weiter kommt Manio nicht. Während er die Wohnung betritt, wird ihm gewahr, dass der Ort, in dem er noch vor 30 Minuten mit seinem Freund, seinem einzigen Freund, gesessen hat, nicht mehr der gleiche ist. Alles ist verwüstet. Blut auf dem Boden, die Rechner zerstört. Er muss raus, weg, weit weg. Er sucht noch kurz nach Hinweisen. Nichts. Die Tastatur seines Freundes ist mit Blut beschmiert. Genau genommen haben nur die beiden Buchstaben E und L etwas von dem rote Plasma abbekommen. Ich muss weg, denkt Manio. Raus aus der Stadt. Verdammtes Bremen.

Comic: Max Vähling

Auszug aus Bompedia

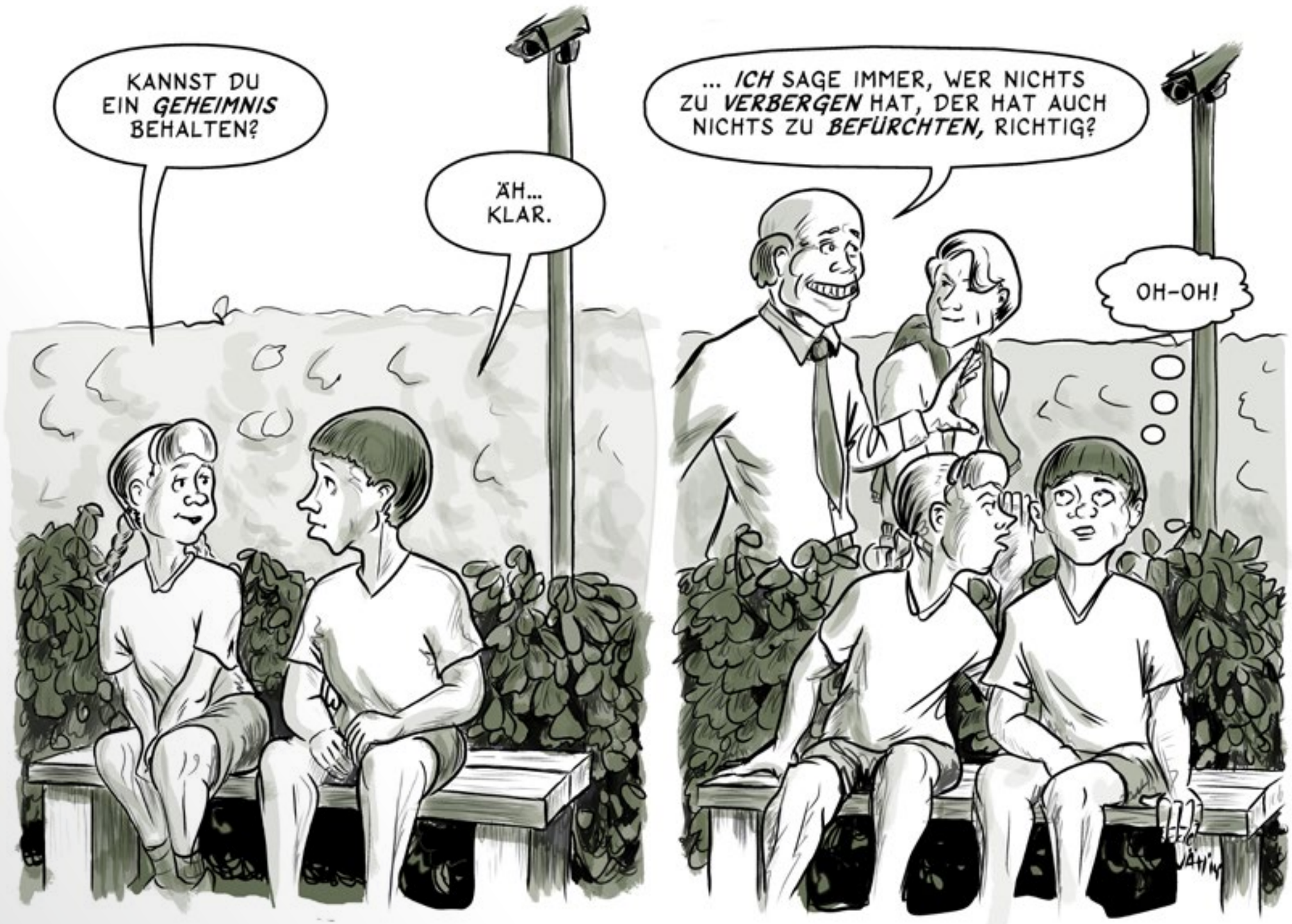
Hinweis von Bompedia: Die Angaben in diesem Artikel sind nicht verifiziert und liegen ausschließlich den Beobachtungen des Verfassers zugrunde

Bürgerschutz:

Seit dem Jahr 2035 ist öffentlicher Polizeischutz zu einem Luxusgut geworden. Nur wer entweder über ein Mindesteinkommen von 5.000 Eurodollars (netto) im Monat verfügt, kann gegen eine Abgabe von 15 Prozent auf den staatlichen Sicherheitsdienst zurückgreifen. Beliebter sind jedoch private Sicherheitsunternehmen geworden, die über ein Armbandcom informiert werden. Sie sind in sofern sicherer, da sie auf die vom Com übermittelten GPS-Daten zurückgreifen können. So garantieren sie, dass wenn man sich in einem bestimmten Areal befindet, innerhalb von vier Minuten am Ort des Geschehens sein zu können. Sie lassen sich ihre Dienste allerdings auch entsprechend bezahlen. Von 2.000 Eurodollars für einen Basis-Kontrakt bis hin zu 10.000 Eurodollars für die Premium-Version – pro Monat.

Die Polizei muss auf öffentlich angebrachte Kameras sowie Drohnen zurückgreifen, die in sozial besser gestellten Gegenden zahlreich, in anderen Vierteln wenig bis gar nicht vorhanden sind. Ein Erreichen am Einsatzort wird in der Regel nicht garantiert. Zudem gelten die privaten Unternehmen als besser ausgerüstet und ausgebildet. Der Volksmund sagt zudem, dass sie deutlich weniger korrupt seien. Ein Sprichwort sagt: „Gehe niemals allein zu einem Polizisten“. Ein anderes: „Der bessere Polizist ist eine 45er“.

Dennoch herrscht in den sozial schwächeren Vierteln keine Anarchie. Diverse Clans versuchen das Gleichgewicht auf der Straße zu garantieren. Ganz nach dem Motto: „Je besser es den Menschen geht, desto mehr haben wir davon“. Zumal zu befürchten wäre, dass die Konzerne eingreifen könnten, wenn zu viele ihrer günstigen Arbeitskräfte nicht mehr vorhanden wären. Nur anlegen sollte man sich mit den Clans ebenso wie mit den Konzernen nicht.



Comic: Max Vähling

Wir lieben die Russen

Eine innerdeutsche Grenzerfahrung

Philllip Bode

Da ist es wieder. Dieses ungute Gefühl. So eine Mischung aus Angst und Machtlosigkeit. Nicht einmal meine Eltern können daran etwas ändern. In der Intensität gibt es das immer nur hier. Meine Mutter ist schon die ganze Fahrt nervös. Anders nervös. Nicht einfach nur übertrieben hektisch, wie sonst. Nein, irgendwie besorgt. Mein Vater ist etwas zu auffällig bemüht, Normalität zu zeigen. Skurril und für mich als Kind irritierend.

Ich schaue mit meinen neun Jahren direkt in das Gesicht des Beamten, der neben unserem Auto steht. Keine Regung. Starrer Blick. Er wendet sich meinen Eltern auf den Vordersitzen zu und erhält unsere Pässe ausgehändigt. Ein kurzer Blick auf den provozierend großen Atomkraft-Nein-Danke-Aufkleber auf der Motorhaube und die Pässe verschwinden auf einem Fließband. Dieses ist extra dafür errichtet worden, um die Pässe über eine gefühlt endlose Strecke schon einmal zum nächsten Beamten zu transportieren. So ein Transportband hätte ich gerne zuhause, dachte ich. Da könnte ich meine Playmobilmännchen drauf fahren lassen …

„Fahren Sie den PKW da vorne rein“, weckt der Beamte mich aus meinen Träumen und

zeigt auf eine für die nächste Prozedur vorgesehene Garage. Darin empfangen uns zwei weitere Beamte. Einer untersucht unser Auto mit einem fahrbaren Spiegel von unten, während der zweite uns zum Aussteigen auffordert. Auch die Kinder. Es ist eiskalt, wie der Blick der Beamten.

Mein Vater folgt den Anweisungen ohne die üblichen Sperenzchen, die er in solchen Momenten zu genießen pflegt. Kein Hinweis, dass sich seine Frau oder Gott höchstpersönlich ein lächeln wünschen würden - ein ähnlicher Kommentar eines Freundes 10 Jahre später würde unsere Wartezeit um weitere zwei Stunden verlängern: „Gucken Sie doch nicht so grimmig", weigerte er sich trotz Vorwarnung seine Unbekümmertheit zu verbergen. Heute: Keine Kritik an der steifen Beamtensprache, wie sonst im Gespräch mit der Bremer Polizei schon oft beobachtet. Der Mann, der keine Gelegenheit auslässt, um wirklich jeder Begegnung einen politischen Sinn zu geben, indem er seinen Gegenüber von der Richtigkeit seiner Gedanken zu überzeugen versucht, dieser Mann ist angepasst. Er befolgt einfach die Anweisungen fremder Männer.
Die Grenzer filzen unser Auto. Wir legen das gesamte Gepäck auf einen Tisch in der Garage. Die Sitzbank wird herausgenommen und die Verkleidung der Seitenwände wird abgeschraubt. Das Auto sieht nackt aus von innen. Bedrohlich. Ich weiß nicht, wonach sie suchen. Aber ich weiß, dass irgendetwas immer verboten ist. Dieses Mal sind es unsere Hörspielkassetten. Drei Fragezeichen, TKKG und Rittersagen von König Arthur. „Die Tonträger verbleiben bei uns" sagt einer der Beamten in seinem schönsten Bürokratendeutsch. Für mich als Kind unverständlich. Das waren doch nur Kindergeschichten. Die Sorge der Beamten, hier könnten heimlich politische Kommentare oder Radiosendungen aus dem Westen in den Osten geschmuggelt werden, war tatsächlich unbegründet. Mein Vater erkennt sofort die Verzweiflung in den Gesichtern meiner Geschwister und mir und ist für einen kurzen Moment wieder ganz er selbst. Ergebnis: Meine Mutter darf ein Paket schnüren und unsere Kinderhörspiele zurück nach Hause senden, wo sie 14 Wochen später bei uns in Bremen ankommen würden. Mein Vater schraubt das Auto wieder zusammen.

Zwei Stunden nach Ankunft an der Grenze fahren wir endlich weiter in Richtung Magdeburg. Meine Mutter fährt. Man merkt ihr die Erleichterung an, dass wir die stets unwürdige Prozedur an der Grenze überstan-

den haben. Wieder einmal hatten die Grenzer nichts gefunden. Alles atmet kräftig durch, als mein Vater plötzlich mit voller Wucht auf seine Oberschenkel schlägt. Er hat eine Dreiviertel-Lederhose an, so dass es ordentlich knallt. Eine diebische Freude erscheint begleitend in seinem Gesicht, als er die unteren Schnallen an den Hosenbeinen öffnet und eine Zeitschrift nach der Anderen aus der Hose zieht. „Der Spiegel“ und „Stern“, die aktuellsten Ausgaben. Die wertvollste politische Währung, die man DDR-Bürgern zu lesen geben kann. Ein Husarenstück. Meine Mutter ist stinksauer ob der Verantwortungslosigkeit meines Vaters. Mein Vater freut sich davon ungerührt den Rest der Reise über seinen kleinen Coup und auf die dankbare und gespannt erregte Reaktion der Verwandtschaft.

Diese erfolgt etwas später. Die politische Schmuggelware kommt erst nach dem Abendessen auf den Tisch. Es gibt einen Raum, der keine Wand zu den Nachbarn hat. Vorhänge werden verschlossen und die Stimmen der Erwachsenen sind plötzlich gedämpft und ernst. Der Fernseher wird angeschaltet. Die Tagesschau läuft. Auch sehr leise. Was für ein Kontrast zum Haus meiner Oma in Bonn, wo man die Stimme des Sprechers durch das ganze Haus hören

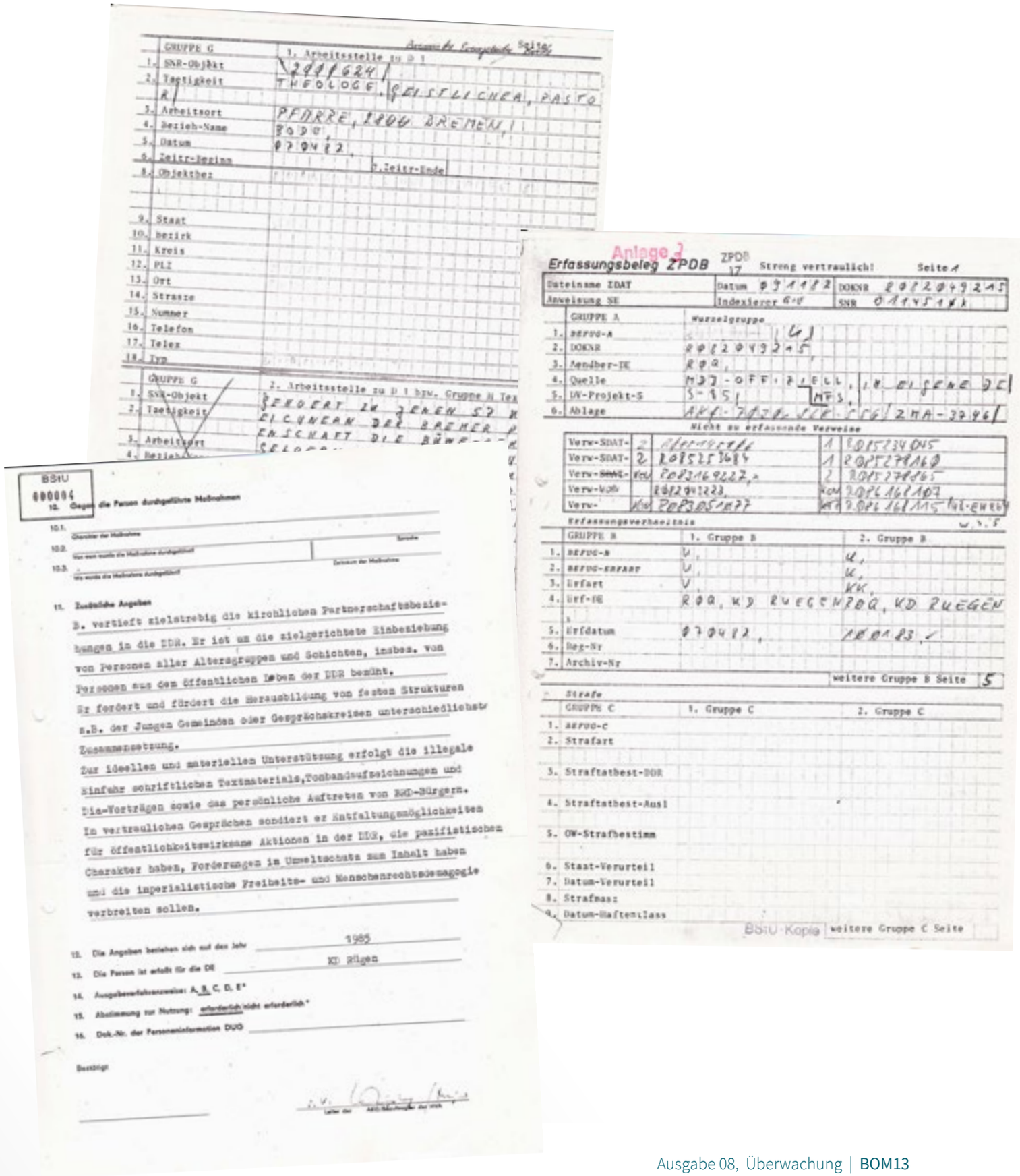
kann. Wir Kinder bekommen eine besondere Erklärung, dass wir über diese Dinge nicht mit Anderen sprechen dürfen. Der Inhalt der Zeitschriften bietet ausreichend Stoff für endlose Gespräche der Erwachsenen bis tief in die Nacht. Die Zeitschriften werden weitergereicht und in den kommenden Wochen im wahrsten Sinne des Wortes zerlesen werden.

Meine Geschwister und ich fahren im Trabi mit meiner Tante durch Magdeburg. Vor uns rollen russische Militärfahrzeuge. „Da vorne fahren die scheiß Russen“ bringe ich mein zuhause gelerntes politisches Wissen etwas vereinfacht zum Ausdruck. „Wir lieben die Russen“ antwortet meine Tante nur. Danach nichts. Schweigen. Der unerklärliche Kontrast zwischen den leise versteckt geführten Gesprächen zuvor und der Liebeserklärung den Russen gegenüber weckt in mir das sichere Gefühl, etwas Falsches gesagt zu haben. Verstehen tue ich das nicht wirklich, aber die Angst in der zitternden Stimme meiner Tante erlebe ich mit eindrucksvoller Klarheit, so dass ich diesen Satz nie vergessen werde: „Wir lieben die Russen!“

Mein Vater erlaubt allen Kindern aus der Nachbarschaft auf die Motorhaube sei-

nes Autos zu klettern und fährt sie auf dem Hof im Kreis. Sie faszinieren der ungewöhnliche Umgang mit einem Gegenstand von Wert und der große Aufkleber auf der Motorhaube. Die Kommunikation mit den Nachbarkindern ist rege. Hauptgesprächsthema untereinander ist der Unterschied zwischen Ost und West: Schokolade und Kaugummi, Autos aus Plastik, die nicht rosten gegen rostende Autos, die besser vorwärts kommen. Jeder macht irgendwie Propaganda für seine Welt. Wie die Großen. Die geheimen Themen aus dem Eckzimmer bleiben geheim. Wir Kinder sind gut darin und können das Eine vom Anderen trennen. Die Erwachsenen nicht. Später wird sich herausstellen, dass der nette Mann von der Organistin seine Teilnahme an politischen Diskussionen genutzt hat, um der Staatsmacht Wissen über den Westbesuch zur Verfügung zu stellen. Vom „Atom-Bode“ wird später die Rede sein, der insbesondere jüngere Menschen für seine Belange gewinnen würde.

Die Nachbarskinder haben damals ihre tagsüber erlangten Informationen übrigens auf ihre Art genutzt: Der Atomkraft-Nein-Danke-Aufkleber von der Motorhaube war am nächsten Tag verschwunden.



Zeitwache

Yvonne Janetzke

Eine Straße, verlassen,
im Nebel, bei Nacht,
die stumm, schwer und dunkel
den Herzschlag bewacht.

Vereinzelte Lichter
hinter gläsernen Scheiben
die Menschen beleuchtend,
die in Bücher schreiben.

Auf der Suche nach etwas,
auf der Suche nach Zeit.
Die es gibt,
doch für uns
nicht in Ewigkeit.

Hör das Herz
wie es rennt
und den Brustkorb zerdehnt,
während es sich
nach ewigem Leben sehnt.

Eine Tür, lichtgesäumt,
um zu geh'n,
wenn es will,
doch bis dahin
stehen die Uhren still.

Schwarze Tinte,
Papier, schnell gelöscht
und verblasst
und ein Leben, zerronnen
in ewiger Hast.

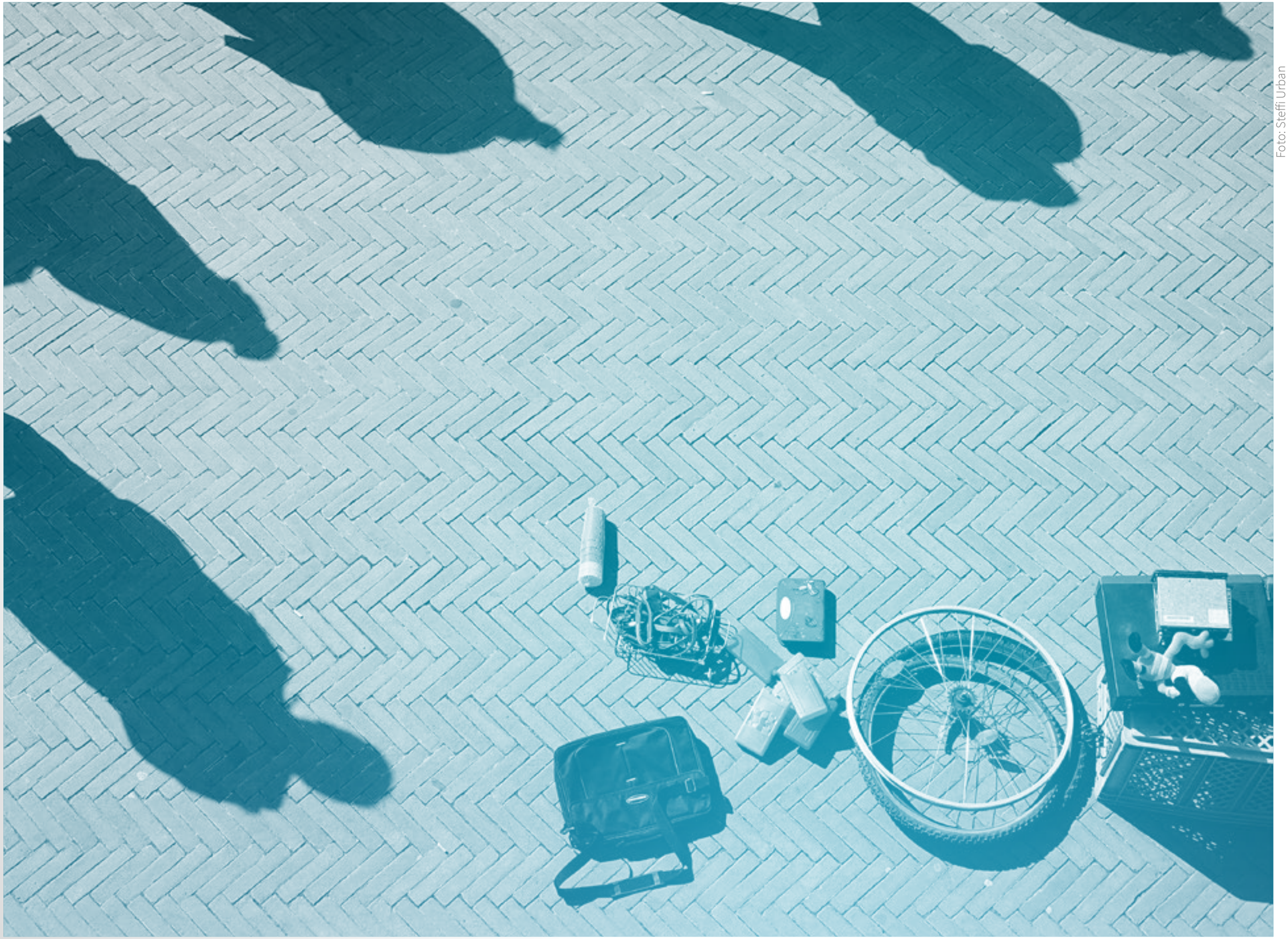


Foto: Steffi Urban

Einzelzimmer ohne Durchblick

Matthias Höllings

Das Schließen der Zellentür war unüberhörbar. Drei schwere Querriegel wurden verschoben, bevor sich der Schlüssel im Schloss zweimal um die eigene Achse drehte. Ich drehte mich nur einmal um die eigene Achse und hatte alles im Blick. Die Arrestzelle maß in etwa zwei Meter in der Breite und vier Meter in der Länge. Kalte Fliesen als Fußboden. Das Bett an der Wand hochgeklappt, ein quadratischer Tisch, ein abgewetzter Stuhl. Die Höhe der Zelle wirkte bedrohlich. Das kleine von außen vergitterte Butzenfenster saß so hoch unter der Decke, dass man selbst nach Besteigen des Stuhles nicht aus dem Fenster hätte sehen können. Das waren wirklich keine guten Aussichten – genau genommen gar keine. Hier sollte ich die nächsten Tage meines Lebens verbringen?! Wie konnte es nur soweit kommen?

Nur eine Woche zuvor waren die Aussichten am Strand von Nizza bedeutend besser gewesen. Mein Kumpel Eddie und ich hatten uns spontan im Sommer mit seinem Auto auf den Weg in den Süden gemacht. Wir hatten zwei Zelte dabei, suchten uns einen Haupt-Campingplatz und tourten dann mit dem zweiten Zelt an der Mittelmeerküste entlang. Irgendwann am Strand fragte Eddie plötzlich:

„Sag mal, wie lange hast Du eigentlich Urlaub?“
Ich überlegte kurz und antwortete: „Bis 6. August – wieso fragst Du?“
Eddie: „Weil wir ja mal überlegen müssen, wann wir die Heimreise antreten, oder?“

Da war was dran - der Junge dachte mit, schoss es mir durch den Kopf, als ich ihn fragen hörte:
„Du weißt, dass wir heute schon den 5. August haben?“

Einige Überlegungen später waren wir in Nizza auf dem Weg in die nächste Postfiliale, in der ich folgendes Telegramm aufgab:

An das 1. Fernmelderegiment 34
in Aurich - Deutschland
*** Schöne Grüße aus Nizza –**
komme eine Woche später *

Damit, dachte ich, sei die Sache fürs Erste aus der Welt, aber wirklich glauben tat ich das nicht. Ich glaubte eher, dass mit der Bundeswehr nicht zu spaßen war und sollte damit Recht behalten. Natürlich hatte ich vergessen, bei Antritt meines Urlaubs anzugeben, dass ich ins Ausland reisen würde und trug in das Formular nur meine Heimatadresse ein. Natürlich hatte ich nur zwei Wochen Urlaub und konnte nicht einfach eigenmächtig verlängern, und natürlich glaubten die Herren von der Bundeswehr mir und dem Telegramm erst einmal nicht und schickten mehrere Tage lang die Feldjäger zu meiner Wohnung. Da Frau und Kind auch nicht anzutreffen waren, erkundigten sich die Feldjäger Tag für Tag aufs Neue bei den Nachbarn über meinen Verbleib und gaben dann auf. Aber nicht ohne vorher an meiner Haustür ein Schriftstück mit schwarz-rot-goldner Kordel und Siegellack zu hinterlassen, auf dem „Im Namen des Volkes“ etwas von „Fahnenflucht“ stand. Meine Nachbarn beunruhigte das sehr, mich in Nizza noch nicht. Die letzten eigenmächtig verlängerten Urlaubstage bis zu dieser Haustür-Meldung waren super. Sonne, Wonne, himmlisch Leben. Und eigentlich ist es doch auch ganz schön, wenn man von einer Reise nach Hause kommt und dort jemand auf einen wartet. Es wartete aber nur das Schriftstück im Namen des Volkes auf mich, auf dem stand:

Sie werden hiermit aufgefordert, sich unverzüglich bei Ihrer Einheit zu melden!

Von zuhause rief ich dann am Freitag, den 10. August sofort die Dienststelle an und erklärte dem dort Dienst habenden C. v. D. ,

Da Frau und Kind auch nicht anzutreffen waren, erkundigten sich die Feldjäger Tag für Tag aufs Neue bei den Nachbarn über meinen Verbleib und gaben dann auf.

dass wir jetzt Freitag hätten, in der Kaserne ja wohl niemand mehr sei, der mich zusammenfalten könne, und dass das sicher auch noch bis Montag Zeit hätte? Glücklicherweise stimmte er mir zu, trug das genauso in sein Tagesbuch ein und sollte das später noch bitter bereuen.

Am Wochenende war noch ein wenig Erholung von den Strapazen meines Nizza-Urlaubs angesagt. Am Montagmorgen, dem 13. August ging es dann in Aurich direkt zu meiner Luftwaffen-Einheit und zu meinen Vorgesetzten Major Hameln:
Ich trat in sein Büro ein, nahm Haltung an und grüßte militärisch mit den Worten:
„Flieger Höllings, melde mich zurück aus dem Urlaub, Herr Major!“
Major Hameln sah mich verständnislos an und fragte entrüstet:
„Flieger Höllings, was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?“, um dann gleich mit einer abwehrenden Handbewegung nachzuschieben:
„Antworten Sie jetzt bloß nicht!“
Das Nächste, was er sagte war:
„Und wie sehen Sie überhaupt aus? Sie müssen als Erstes zum Friseur und dann sehen wir weiter!“

Ich überlege noch heute, ob es in der Situation besonders klug gewesen ist, überhaupt geantwortet zu haben? Damals entgegnete ich dem Major klar und deutlich mit fester Stimme:
„Da muss ich Sie leider enttäuschen, Herr Major. Zum Friseur gehe ich erst dann, wenn ich es für richtig halte!“
Nach einer kurzen Pause folgte so etwas wie eine imaginär ausgestreckte helfende Hand vom Major mit den Worten:
„Das habe ich jetzt nicht gehört, Flieger Höllings, und das haben Sie auch nicht wirklich gesagt, oder?“
Ich entgegnete ihm:
„Doch, doch, Herr Major, Sie haben richtig gehört, ich gehe nicht zum Friseur.“
Der Major schien mir ein wenig mutlos und ich begriff meine letzte Chance nicht, während er mich fragte, ob ich das auch noch einmal unter Zeugen wiederholen würde? Richtige Antwort wäre jetzt „NEIN“ gewesen, und ich oder besser gesagt der Major hätte die Sache noch umbiegen können. Meine Antwort lautete allerdings: „Selbstverständlich!“
Damit nahm das Schicksal seinen Lauf, und mir waren zwei Wochen verschärfter Arrest mit Dienstbefreiung sicher. Alles ging ganz schnell. Das Urteil kam per Telefax vom Truppendienstgericht. Aber die Sache hatte auch etwas Positives. Die Fahnen-

Da muss ich Sie leider enttäuschen, Herr Major. Zum Friseur gehe ich erst dann, wenn ich es für richtig halte!

flucht-Urlaubs-Anschuldigungen wurden erst einmal nicht weiter verfolgt und der Chef vom Dienst bekam ein Disziplinarverfahren an den Hals, weil er mir per Telefon gestattet hatte, erst am Montag, statt wie befohlen sofort zu erscheinen. Tja, so machte man sich Freunde auf dem Gelände.

14 Tage Einzelhaft lautete das Urteil wegen Befehlsverweigerung. Das waren 14 Tage Langeweile pur. Nur die Bibel als Lesestoff. Ich klappte die Liege von der Wand und legte mich aufs Ohr. Das ging nicht lange gut, weil der Wachhabende sie beim nächsten Rundgang sofort wieder hochklappte und abschloss. Ich setzte mich auf meinen Stuhl, legte meinen Kopf auf die verschränkten Arme und das Ganze auf die Tischplatte. Auch das war nur von kurzer Dauer. Der Tisch wurde entfernt. Es blieb mir nur noch der Stuhl, auf dem ich eine Stellung ausprobierte, in der man sitzend schlafen konnte. Auch der Stuhl verschwand einige Zeit später aus meiner Zelle und zur Vorsicht wurde auch gleich noch die Klingel abgestellt, damit ich den Wachhabenden nicht störte.

Das waren alles keine guten Aussichten, sondern eine selbst herbei geführte unfreiwillige Auszeit. Weil ich mir selbst sechs Tage mehr Urlaub gegönnt hatte, bestrafte man mich mit 14 Tagen Arrest inklusive Dienstbefreiung. Da war doch eindeutig was schief gelaufen, oder? Ich saß nun in einem Einzelzimmer ohne Durchblick und wurde zum Nichtstun verdonnert – was sollte das für eine Strafe sein? Der Grund des Arrestes war doch, dass ich nicht zum Friseur gehen wollte. In der Zelle ging ich auch nicht zum Friseur und die Haare wurden in den zwei Wochen noch länger als ohnehin schon.

Ich hatte in den nächsten zwei Wochen genügend Zeit, mich dieser Logik zu nähern. Zeit, die ich hauptsächlich damit verbrachte, Dienstvorschriften zu lesen, die ich mir bringen ließ. Außer der Bibel war sonst keinen Lesestoff erlaubt und die Story mit Auge um Auge, Zahn um Zahn kannte ich schon. Rauchen und trinken durfte man in der Zelle zwar, aber nur sechs Zigaretten pro Tag und Wasser nur auf Nachfrage. Das mit der Nachfrage hatte ich mit der abgestellten Klingel ja bereits verspielt. Blieben noch die sechs Zigaretten pro Tag. Ich ließ mir beim nächsten Öffnen der Tür vom Wachhabenden, der so höflich war, mich zum Essen abzuholen, ein Stück Papier und einen Kugelschreiber bringen. Damit stell-

te ich einen Antrag auf eine höhere Stückzahl an Zigaretten. Begründung: Für einen Raucher seien nur sechs Zigaretten pro Tag eine höhere Strafe als zwei Wochen Arrest.

Meiner Beschwerde wurde erstaunlicherweise stattgegeben. Obwohl ich keine Anzahl genannt hatte, wurde meine Ration von sechs Zigaretten auf 60 erhöht. Gesagt getan. Die 60 Kippen mussten erst einmal weggeputzt werden. Es folgte von mir dann die nächste schriftliche Eingabe mit dem Inhalt, dass die Größe meiner Arrestzellen bei ständig geschlossener Tür und einem nicht zu öffnenden Fenster nicht kompatibel sei mit dem Qualm von 60 Zigaretten. Ob es daher vielleicht möglich sei, der Sache mal mit einem Sauerstoffmessgerät von der Sanitätsstaffel auf den Grund zu gehen? Mich würden von dem vielen Qualm Kreislaufprobleme plagen.
Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten und lautete sinngemäß: Sauerstoffmessgerät wird abgelehnt. 60 Zigaretten am Tag bleiben, aber auf Wunsch des Inhaftierten darf die Zellentür tagsüber geöffnet bleiben. Allerdings müsste in diesem Fall ein Wachhabender direkt vor der geöffneten Tür zur Bewachung abgestellt werden.

Das musste man den Jungs lassen, Vorschriften waren Vorschriften, die aber nicht einer gehörigen Portion Humor entbehrten.

So, wie beschrieben, wurde es gemacht. Ich saß in einer Arrestzelle bei geöffneter Tür und vor mir saß auf einem Stuhl ein Wachhabender, der bewaffnet aufpassen sollte …. Ja, auf was eigentlich? Das ich nicht zu schnell rauchte, oder ob mit meinem Kreislauf alles in Ordnung war? Jedenfalls brauchte ich jetzt die Klingel in der Zelle nicht mehr, da mein Personal ja immer in Rufweite war. Was für ein Service.

So gingen die monotonen Tage dahin. Unterbrochen nur von einem Besuch meiner Frau und meiner zweijährigen Tochter. Die drei Querriegel meiner Zellentür wurden verschoben, der Schlüssel drehte sich im Schloss und der Wachhabende tönte:
„Flieger Höllings, Besuch, Sie haben 20 Minuten."
Und dann trat meine Tochter ein, sah erst mich an, musterte die Zelle, stemmte ihre kleinen Ärmchen in die Hüfte und sagte steil nach oben zu dem Wachhabenden:
„Scheiß Bundwehr!"
Damit hatte sie die Situation gut erfasst. Der Wachhabende war peinlich berührt, sagte gar nichts mehr, entriegelte jedoch das hochgeklappte Bett, so dass sich die Kleinfamilie wenigsten setzen konnte. Meiner Frau musste ich versprechen, es nicht noch weiter eskalieren zu lassen, meiner Tochter, dass ich bald wieder zuhause sei.

„Scheiß Bundwehr!"

Nach Ende des Besuches kämpfte ich mich weiter durch die unzähligen Dienstvorschriften und erfuhr so zum Beispiel, dass während einer Geländeübung beim Durchqueren eines Flusses bei einer Wassertiefe von 1 Meter 50 automatisch mit Schwimmbewegungen zu beginnen sei. Eine Bestimmung, die mich so begeisterte, dass ich mich von diesen Vorschriften gar nicht losreißen konnte. Eine weitere Regel besagte, dass Inhaftierten nur einmal pro Woche das Duschen gestattet war. Das schrie nach Stift und Papier und einer weiteren Eingabe mit der Begründung, dass es mir nicht möglich sei, meine Haare während des Arrestes entsprechend zu pflegen. Ich liebte es, wenn meine Haare etwas locker lagen. Sie waren aber nach drei Tagen bereits fettig. Die alte Vorschrift wäre nicht dazu angetan, erklärte ich in meinem Schreiben, die Hygiene

ordnungsgemäß aufrecht zu erhalten.
Auch hier bekam ich Recht und die Bundeswehr eine neue Vorschrift. Duschen ab sofort alle zwei Tage.

Um meinen Wachhabenden zu bestrafen, redete ich mit ihm nur das Nötigste. Er sah mir bei meinem Tagesablauf zu, und ich ihm bei meiner Bewachung. Einzige Abwechslung für uns beide waren die Gänge von der Arrestzelle quer über das Kasernengelände bis zum Speisesaal. Ich schritt voran, er folgte mir drei Meter rechts versetzt mit der Hand an der Pistole. Man konnte ja nie wissen…

Ich liebte es, wenn meine Haare etwas locker lagen.

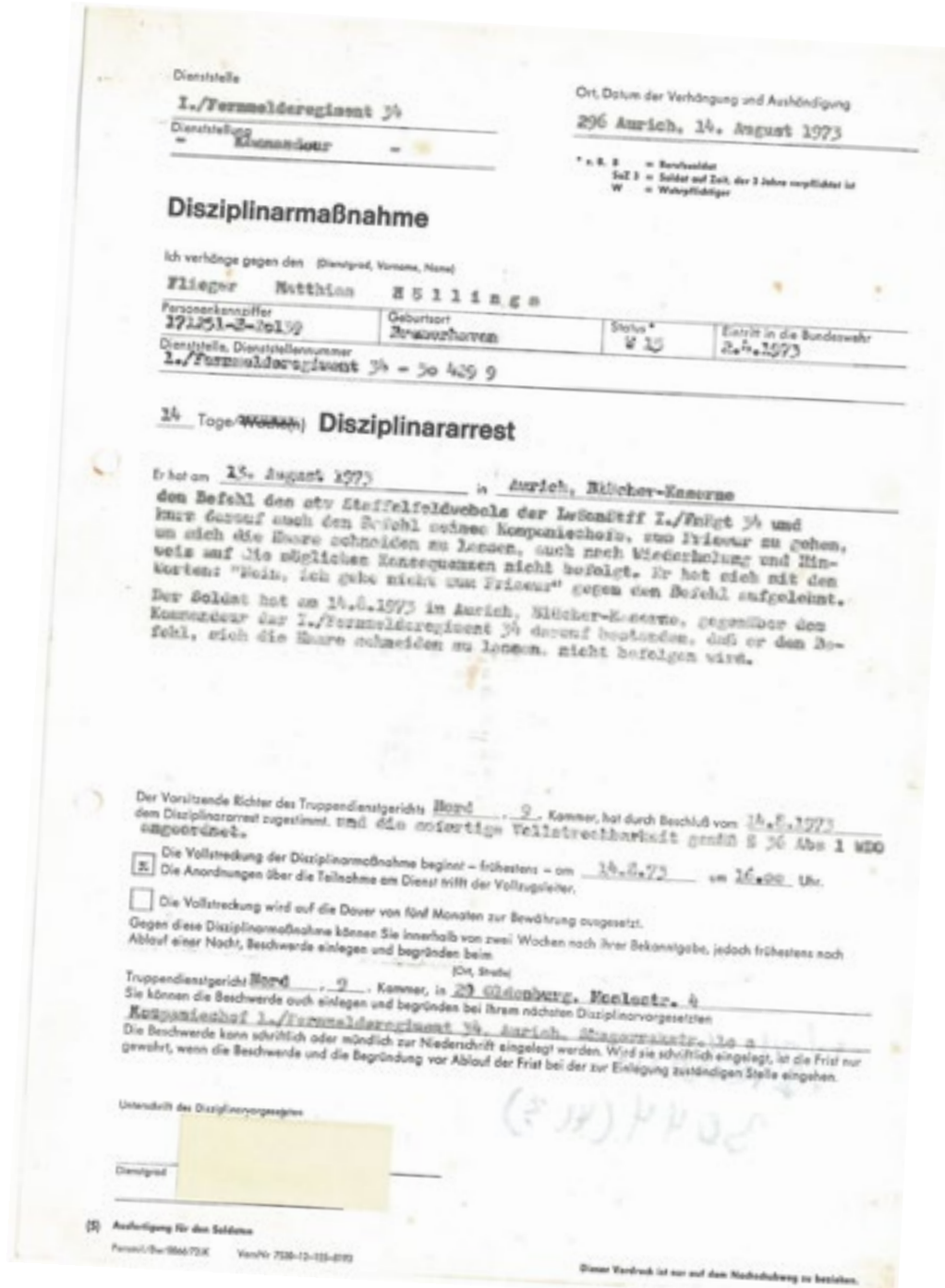
Um wieder ein wenig mehr am Tagesgeschäft und den Abläufen auf dem Gelände teilzunehmen, griff ich erneut zu Stift und Papier. Diesmal verkündete ich mit Datum und Uhrzeit für einen der nächsten Tage, dass der Arrest mir so dermaßen aufs Gemüt geschlagen sei, dass ich zu der angegeben Zeit Selbstmord begehen würde. Ich müsse nur einen Moment finden, an dem ich unbeobachtet sei.

Plötzlich kam Hektik in den öden Bundeswehralltag. Der Aufruhr war groß und der Amtsarzt und der disziplinarische Vorgesetzte besuchten mich sofort in meiner Zelle. Ich empfing die beiden freudig erregt, drückte den Herrschaften allerdings mein Bedauern darüber aus, ihnen nichts anbieten zu können - nicht einmal eine Sitzgelegenheit und deutete dabei auf mein hochgeklapptes, angeschlossenes Bett. Sie nahmen das mit betretender Mine zur Kenntnis und redeten abwechselnd auf mich ein, um mich von meinem Vorhaben abzubringen:
„Flieger Höllings, Sie werden doch wohl Ihre Ankündigung nicht wahr machen, oder?“, fragt der Amtsarzt verzweifelt.
Meine lapidare Antwort lautete:
„Schau`n wir mal – ich möchte das nicht ganz ausschließen.“

Meine beiden Besucher wirkten irgendwie erschüttert und wussten nicht, was sie von mir halten sollten – und das war auch gut so. Sie gingen auf Nummer sicher und besorgten mir gleich für den nächsten Tag einen Termin in Krankenhaus Sanderbusch bei einem Psychologen. Mir wurde ein Dienstwagen samt Fahrer gestellt plus Bodyguard. Meine beiden Begleiter wirkten auf der Fahrt zum Krankenhaus nervös und kommunizierten nur wenig. Ich genoss die Fahrt bei herrlichem Wetter Richtung Wilhelmshaven. Beim Psychologen gab es keine Wartezeiten. Es ging gleich direkt durch bis zu seinem Schreibtisch. Ich begrüßte ihn freundlich mit den Worten:
„Was kann ich für Sie tun?“ und reichte ihm die Hand. Er grinste mich an und entgegnete:
“Das trifft sich gut, das wollte ich Sie gerade fragen“.
Mein Bodyguard trat ab ins Wartezimmer. Der Psychologe hatte mich natürlich sofort durchschaut. Wir plauderten über mich und die gesamte Situation und mein persönlicher Mr. Sigmund Freud meinte, dass ich mir so doch wenigsten einen schönen Tag gemacht hätte. Dann gab er meinen Bodyguard und mir noch einen Kaffee aus und diktierte noch schnell meine Beurteilung. Die gab er mir in Schriftform für meinen Vorgesetzten in einem verschlossenen Umschlag gleich mit. Da es ein sonniger Tag war, wir alle bei Mr. Freud schneller fertig geworden waren als angenommen, lud ich meinen Fahrer und meinen Aufpas-

ser in Wilhelmshaven noch auf ein Eis ein, da keiner von uns Lust hatte, schon so früh wieder in der Kaserne zu sein. Die Stimmung unter uns dreien hätte nicht besser sein können. Wir hatten uns alle darauf geeinigt, dass wir jeweils für den Anderen völlig ungefährlich seien.

Mein Major bekam den psychologischen Bericht, den auch ich zu gerne gelesen hätte und schien zufrieden und beruhigt. Mir wurde allerdings zugetragen, dass meine Kameraden sauer auf mich waren, dass ich mich nun doch nicht umbrachte. Der Wachhabende war nach 14 Tagen froh, dass er diesen Spinner endlich los wahr, der dann doch noch zum Friseur ging, weil jeder weitere Tag Befehlsverweigerung im Knast als Vorstrafe registriert worden wäre. Das wollte ich meiner Tochter dann doch nicht antun, die mich beim nächsten Treffen mit ausgesprochen kurzen Haaren musterte und ihr „Scheiß Bundwehr“ wiederholte. Nach zwei Wochen Einzelhaft mit Spezialbewachung entschloss ich mich dann doch, den Laden frühzeitig zu verlassen. Diesmal allerdings ohne Telegramm, aber ich traf wieder auf meinen alten Kumpel Major Hameln, der mir meine Worte:
„Ich glaube, mir liegt die Bundeswehr nicht – ich lass‘ das lieber!“ nicht als korrekt ausformulierte Begründung einer Kriegsdienstverweigerung abnahm. Ich ließ es aber darauf ankommen und sollte mein blaues Wunder erleben, aber das ist wieder eine ganz andere Geschichte…



Dienststelle
I./Fernmelderegiment 34
Dienststellen-Kennziffer
– Kommandeur –

Ort, Datum der Verhängung und Aushändigung
296 Aurich, 14. August 1973

* z.B. B = Berufssoldat
SoZ 1 = Soldat auf Zeit, der 1 Jahre verpflichtet ist
W = Wehrpflichtiger

Disziplinarmaßnahme

Ich verhänge gegen den (Dienstgrad, Vorname, Name)
Flieger Matthias Höllings

Personenkennziffer	Geburtsort	Status*	Eintritt in die Bundeswehr
171251-3-2019	Braunschweig	W 15	2.4.1973

Dienststelle, Dienststellennummer
I./Fernmelderegiment 34 – 30 429 9

14 Tage/~~Wochen~~ **Disziplinararrest**

Er hat am 13. August 1973 in Aurich, Blücher-Kaserne
den Befehl des stv Stabsfeldwebels der Leichtstff I./Fmrgt 34 und
kurz darauf auch den Befehl seines Kompaniechefs, zum Friseur zu gehen,
um sich die Haare schneiden zu lassen, auch nach Wiederholung und Hinweis auf die möglichen Konsequenzen nicht befolgt. Er hat sich mit den Worten: "Nein, Ich gehe nicht zum Friseur" gegen den Befehl aufgelehnt.
Der Soldat hat am 14.8.1973 in Aurich, Blücher-Kaserne, gegenüber dem Kommandeur der I./Fernmelderegiment 34 darauf bestanden, daß er den Befehl, sich die Haare schneiden zu lassen, nicht befolgen wird.

Der Vorsitzende Richter des Truppendienstgerichts Nord, 2. Kammer, hat durch Beschluß vom 14.8.1973 dem Disziplinararrest zugestimmt. und die sofortige Vollstreckbarkeit gemäß § 36 Abs 1 WDO angeordnet.

[x] Die Vollstreckung der Disziplinarmaßnahme beginnt – frühestens – am 14.8.73 um 16.00 Uhr.
Die Anordnungen über die Teilnahme am Dienst trifft der Vollzugsleiter.

[ ] Die Vollstreckung wird auf die Dauer von fünf Monaten zur Bewährung ausgesetzt.

Gegen diese Disziplinarmaßnahme können Sie innerhalb von zwei Wochen nach ihrer Bekanntgabe, jedoch frühestens nach Ablauf einer Nacht, Beschwerde einlegen und begründen beim
(Ort, Straße)
Truppendienstgericht Nord, 2. Kammer, in 29 Oldenburg, Peterstr. 4
Sie können die Beschwerde auch einlegen und begründen bei ihrem nächsten Disziplinarvorgesetzten
Kompaniechef I./Fernmelderegiment 34, Aurich, Ostgroßstr. 10 a
Die Beschwerde kann schriftlich oder mündlich zur Niederschrift eingelegt werden. Wird sie schriftlich eingelegt, ist die Frist nur gewahrt, wenn die Beschwerde und die Begründung vor Ablauf der Frist bei der zur Einlegung zuständigen Stelle eingehen.

Unterschrift des Disziplinarvorgesetzten

Dienstgrad

(5) Ausfertigung für den Soldaten

Dieser Vordruck ist nur auf dem Nachschubweg zu beziehen.

Im Visier der Staatssicherheit

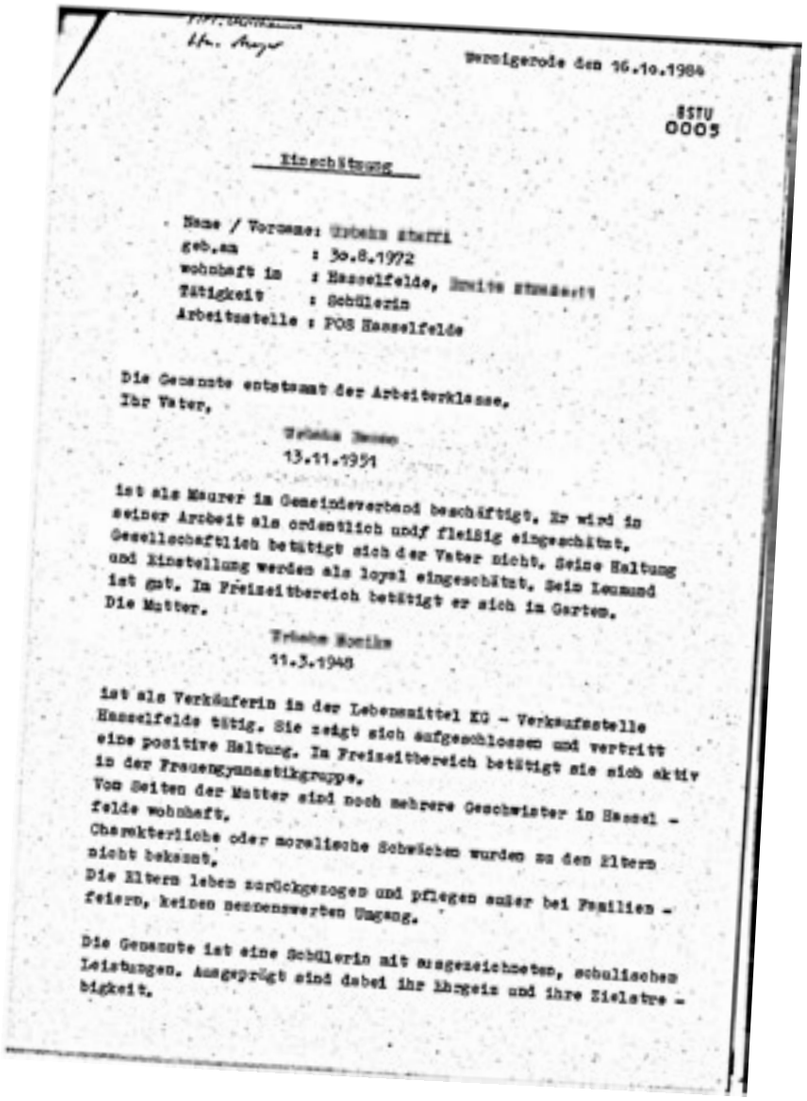
Steffi Urban

Dass ich eine eigene Stasi-Akte haben könnte, ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich wuchs in einem Dorf im Ostharz mit rund 3000 Einwohnern auf, das sich aufgrund Jahrhunderte zurückliegender Ereignisse großspurig Stadt nennen durfte. Die Welt in westlicher Richtung endete keine 15 Kilometer entfernt. Als die Mauer fiel, war ich 17 Jahre alt. Ich kann nicht behaupten, der DDR extrem kritisch gegenüber gestanden zu haben. Klar, Westfernsehen war ganz normal und auch der ein oder andere laue Witz über die Stasi. Ab und zu bekam ich von einem Lehrer zu hören, dass ich doch bitte in der Schule nicht die Jacke mit dem aufgenähten VW-Symbol tragen sollte. Ich zeigte gleichwohl auch keine großen Ambitionen, dem Sozialismus besonders eifrig zu dienen.Vielmehr lebte ich eine unauffällige Kindheit und Jugend im sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat. Es gab also nichts, was aus meiner Sicht interessant genug war, um auf das Radar der Stasi zu kommen. Dachte ich zumindest naiv.

So waren es auch eher pragmatische Gründe, dass ich vor sechs Jahren – wie es offiziell hieß – Zugang zu den Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik beantragte. In Bremen machten 2009 auf ihrer Tour durch die Bundesrepublik Mitarbeiter der Bundesstelle für die Unterlagen der Staatssicherheit halt. Sie hatten Formulare und Informationen im Gepäck, und warben quasi bei ehemaligen DDR-Bürgern ebenso wie bei Westdeutschen dafür, persönliche Akteneinsicht zu beantragen. Ich sollte eigentlich darüber nur für eine Bremer Zeitung berichten. Aber wenn ich schon einmal da war, so dachte ich, konnte ich auch selbst einen Antrag ausfüllen.

Danach passierte erst einmal lange: nichts. Knapp ein Jahr später erhielt ich einen Brief, in dem mir mitgeteilt wurde, dass es tatsächlich eine Akte unter meinem Namen gab. Ein weiteres Jahr später flatterte ein achtseitiges Bündel mit Kopien ins Haus – und verursachte ein mulmiges Gefühl. 1984, da war ich gerade einmal zwölf Jahre alt, wurde ich, aus welchen Gründen auch immer, für die Stasi interessant. Vielleicht war es aber auch normal, dass bereits Kinder ins Visier genommen wurden. Ich weiß es nicht.

Viel zu überwachen gab es allerdings nicht, zeigte der erste Blick in die Akte. Die Formulierungen klingen gestelzt, der Nachnahme wurde vielfach falsch ge-



Wernigerode den 16.10.1984

BSTU
0005

Einschätzung

Name / Vorname: Urbahn Steffi
geb.am : 30.8.1972
wohnhaft in : Hasselfelde, Zweite Straße 11
Tätigkeit : Schülerin
Arbeitsstelle : POS Hasselfelde

Die Genannte entstammt der Arbeiterklasse.
Ihr Vater,

Urbahn Werner
13.11.1951

ist als Maurer im Gemeindeverband beschäftigt. Er wird in seiner Arbeit als ordentlich undf fleißig eingeschätzt. Gesellschaftlich betätigt sich der Vater nicht. Seine Haltung und Einstellung werden als loyal eingeschätzt. Sein Leumund ist gut. Im Freizeitbereich betätigt er sich im Garten.
Die Mutter.

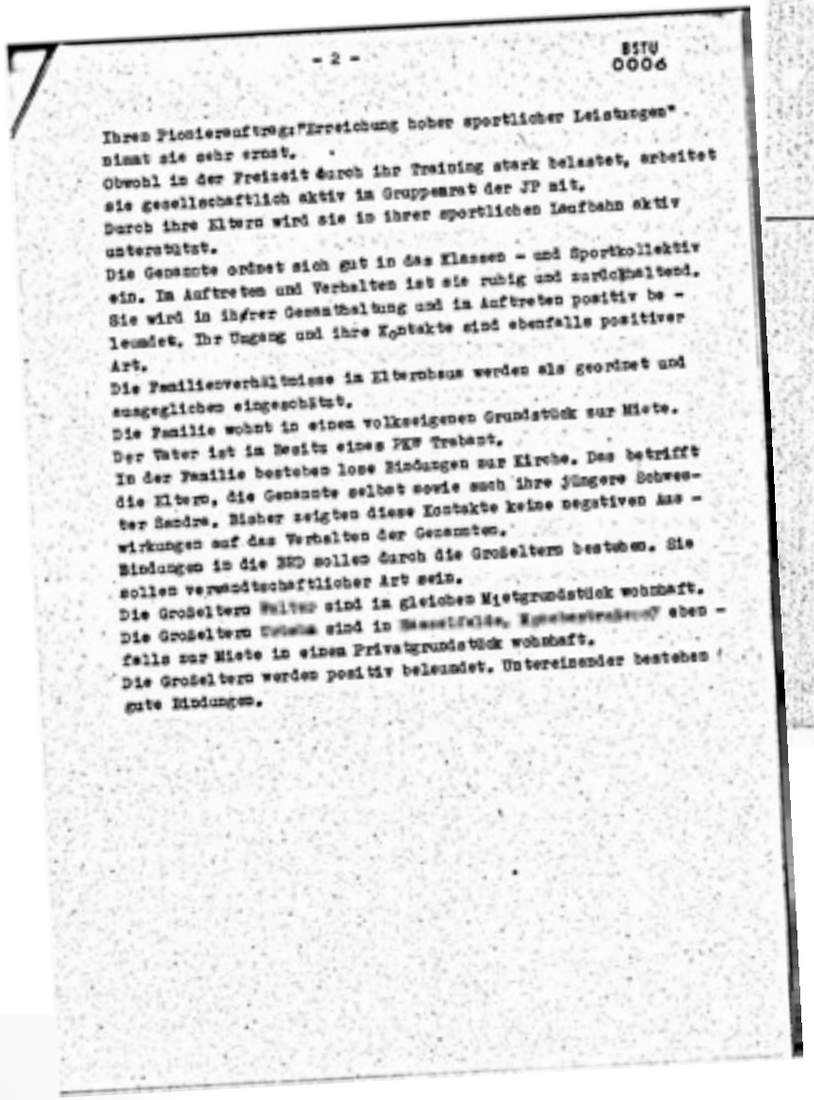
Urbahn Monika
11.3.1948

ist als Verkäuferin in der Lebensmittel KG - Verkaufsstelle Hasselfelde tätig. Sie zeigt sich aufgeschlossen und vertritt eine positive Haltung. Im Freizeitbereich betätigt sie sich aktiv in der Frauengymnastikgruppe.
Von Seiten der Mutter sind noch mehrere Geschwister in Hasselfelde wohnhaft.
Charakterliche oder moralische Schwächen wurden an den Eltern nicht bekannt.
Die Eltern leben zurückgezogen und pflegen außer bei Familienfeiern, keinen nennenswerten Umgang.

Die Genannte ist eine Schülerin mit ausgezeichneten, schulischen Leistungen. Ausgeprägt sind dabei ihr Ehrgeiz und ihre Zielstrebigkeit.

schrieben und mangels systemschädlicher Aktivitäten wurden Banalitäten notiert – über mich und meine Familie. So konnte ich 22 Jahre nach dem Mauerfall lesen, dass ich der Arbeiterklasse entstamme, die Familienverhältnisse in meinem Elternhaus als geordnet galten und charakterliche und moralische Schwächen seitens meiner Mutter und meines Vaters nicht festgestellt wurden. Mir wurde bescheinigt, zielstrebig zu sein und zurückhaltend aufzutreten. Die losen Verbindungen zur Kirche (mein einziger religiöser Akt, den ich nicht einmal bewusst erlebt habe, war meine Taufe), hätten laut Akte keine negativen Auswirkungen auf mein Verhalten gezeigt. Neben dieser charakterlichen Einschätzung meiner ganzen Familie wurde akribisch festgehalten, wann meine Eltern unsere Verwandten in der BRD besuchten, dass wir einen Trabant besaßen und meine Großeltern verwandtschaftliche Kontakte in den Westen hatten. Der Bericht endet damit, dass mir ohne mein Wissen offiziell die Zustimmung erteilt wurde, zur Kinder- und Jugendsportschule gehen zu können. Dorthin wollte ich aber gar nicht. Und dorthin ging ich auch niemals.

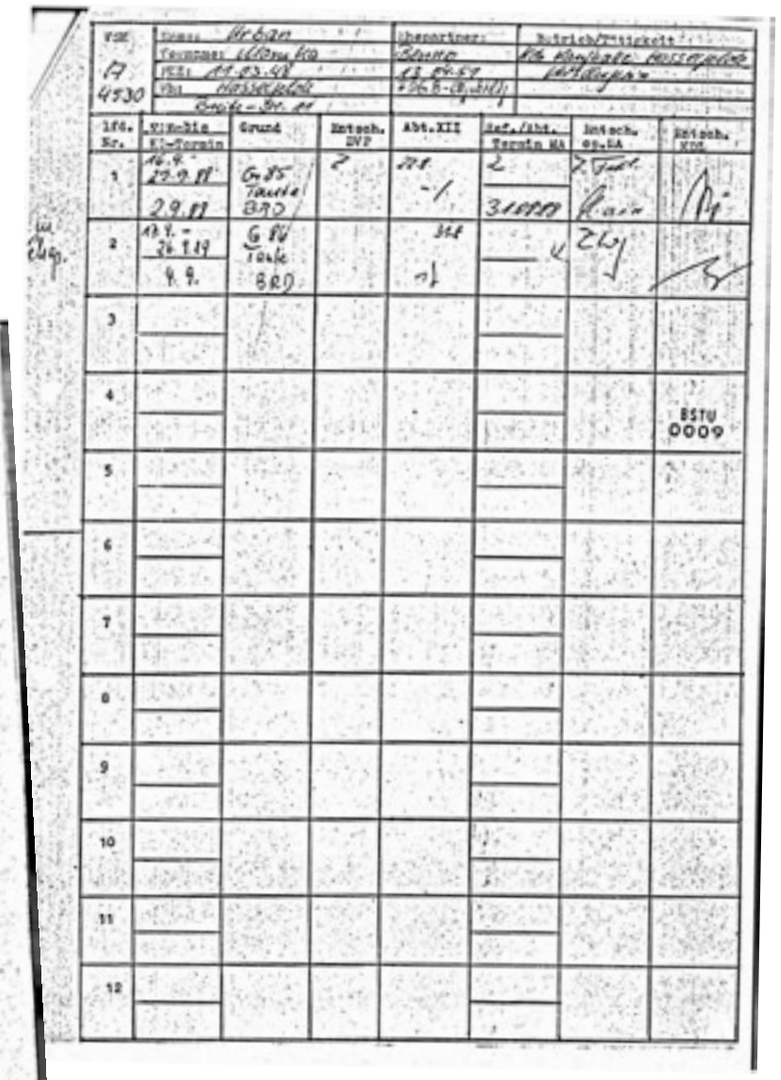
Wenn es nicht so erschreckend wäre, dass ich als Kind, zwar nicht auf Schritt und Tritt überwacht, aber eben doch beobachtet und bewertet wurde, müsste ich darüber lachen. Doch das bleibt mir angesichts der systematischen Überwachung eines ganzen Volkes, angesichts der unzähligen Menschen, die aufgrund der Bespitzelung von Informellen Mitarbeitern im Gefängnis landeten, denen Berufe verwehrt blieben, weil sie nicht in der Partei waren oder sich kritisch zum Arbeiter- und Bauernstaat äußerten, heute erst recht im Hals stecken.



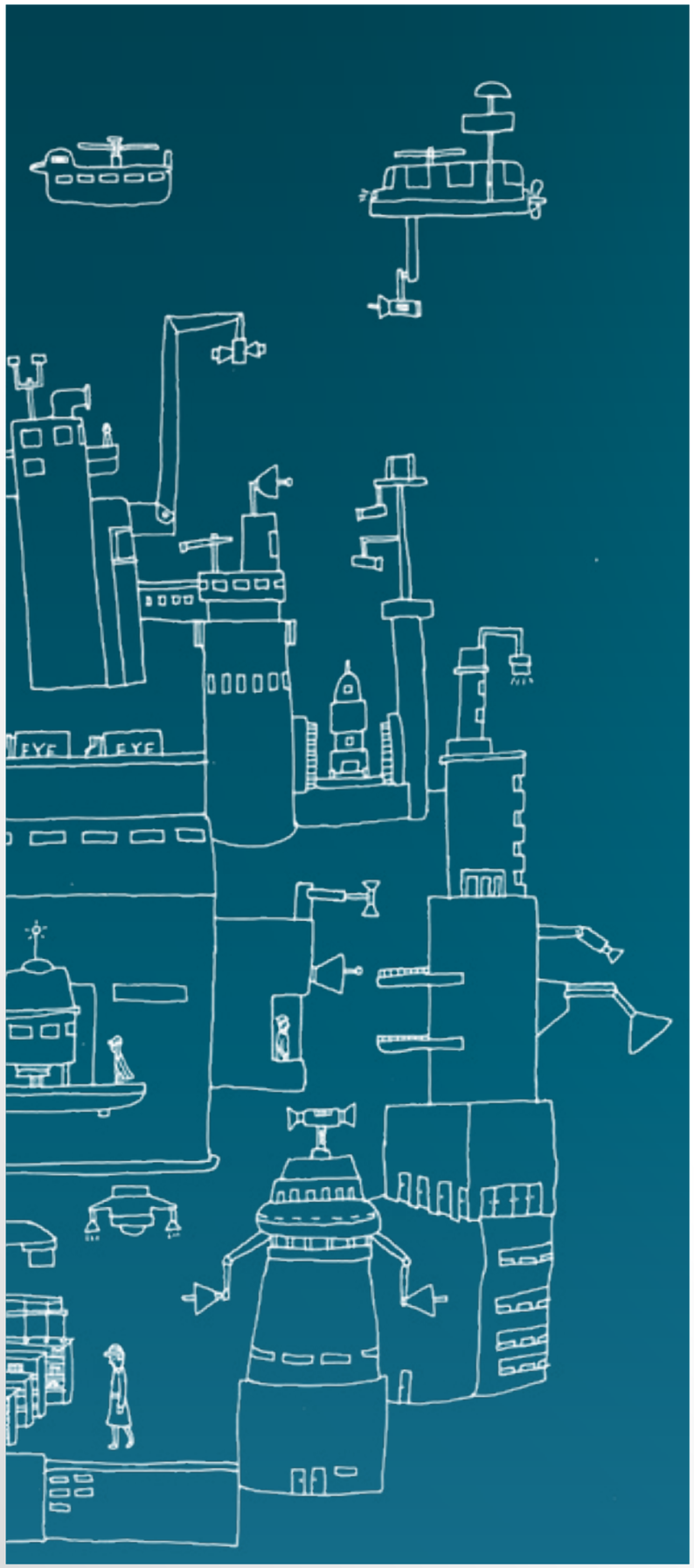
- 2 -

BSTU 0006

Ihren Pionierauftrag:"Erreichung hoher sportlicher Leistungen" nimmt sie sehr ernst.
Obwohl in der Freizeit durch ihr Training stark belastet, arbeitet sie gesellschaftlich aktiv im Gruppenrat der JP mit.
Durch ihre Eltern wird sie in ihrer sportlichen Laufbahn aktiv unterstützt.
Die Genannte ordnet sich gut in das Klassen - und Sportkollektiv ein. Im Auftreten und Verhalten ist sie ruhig und zurückhaltend. Sie wird in ihrer Gesamthaltung und im Auftreten positiv beleumdet. Ihr Umgang und ihre Kontakte sind ebenfalls positiver Art.
Die Familienverhältnisse im Elternhaus werden als geordnet und ausgeglichen eingeschätzt.
Die Familie wohnt in einem volkseigenen Grundstück zur Miete.
Der Vater ist im Besitz eines PKW Trabant.
In der Familie bestehen lose Bindungen zur Kirche. Das betrifft die Eltern, die Genannte selbst sowie auch ihre jüngere Schwester Sandra. Bisher zeigten diese Kontakte keine negativen Auswirkungen auf das Verhalten der Genannten.
Bindungen in die BRD sollen durch die Großeltern bestehen. Sie sollen verwandtschaftlicher Art sein.
Die Großeltern [illegible] sind im gleichen Mietgrundstück wohnhaft.
Die Großeltern [illegible] sind in [illegible] eben - falls zur Miete in einem Privatgrundstück wohnhaft.
Die Großeltern werden positiv beleumdet. Untereinander bestehen gute Bindungen.



BSTU 0009



Alles so schön bunt hier …!

Harald Grobleben

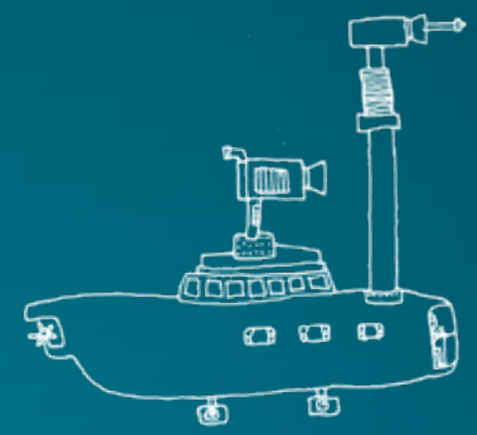


Illustration: Ann-Kathrin Radtke

Mit beschwingten Schritten, den Einkaufsbeutel lässig in der Hand schwenkend, näherte er sich seinem Ziel. Sein Gesicht zeigte ein seeliges Lächeln, die vergangene Nacht mit Annike war sehr bewegend gewesen. Nur gut, daß Mann sich in solch einer Stimmung nicht mit der Sichtung von Lebensmitteln für die Wochenendverpflegung befassen mußte.

Dank E-Life-Card, essentieller Bestandteil seines digitalen Lifestyles, brauchte er diese nur in den Datenport an seiner Kühlschranktür zu schieben. Automatisch wurden alle fehlenden oder halb aufgebrachten Produkte anhand seines gespeicherten Profils erfasst. Gewöhnlich nutzte er den Homeservice des Supermarktes, indem er seine E-Life-Card in das Lesegerät am Rechner schob. Den Rest erledigte dann sein PC. Aber heute war ihm danach, selber zum Einkaufen zu schlendern. Nach einer Weile rissen ihn Sprechchöre aus seinen Tagträumen. Je näher er dem Ulrichsplatz kam, desto deutlicher wurden sie. „Augen auf beim Lebensmittelkauf“ und „Wer hat uns verraten, Sparplus klaut unsere Daten“ wurde skandiert. Schon stand ihm eine junge Frau im Weg, die Flugblätter verteilte. „Was ist los?“ fragte er. „Wir protestieren gegen die missbräuchliche Verwendung unserer persönlichen Daten, seitdem sich Sparplus dem E-Life-Card-System angeschlossen hat. Bundesweit wird dein Einkaufsprofil vernetzt mit allen Sparplus-Märkten. Zusammen mit der Ortung deines Handys und Laptops könnte man dich bundesweit in jeder dieser Supermärkte abgreifen“. Er zuckte etwas zusammen. Der gemeinsame Abend und die Nacht mit Annike hatten ihn nachlässig werden lassen in seiner Wachsamkeit. „Tja, dann kauf doch einfach woanders ein, gibt doch wirklich genug Auswahl.“ „Aber das ist es doch“ trumpfte die junge Frau auf, „Sparplus ist doch nur ein Vorreiter. Seitdem das E-Life-Card-System sich in unserem Alltag festgesaugt hat, wollen auch andere Discounter davon profitieren.“ „Bist du denn auch Mitglied des Systems?“ Die junge Frau schluckte. „Na ja, klar, ich mein, wie soll ich sonst meine Woche geregelt bekommen. Bei den drei Springer-Jobs als Selbstständige im Multi-Media-Bereich und auch noch Mutter“. „Hey, keine Panik. Ist doch cool. Kein Businessmeeting oder Job-Challenge ohne E-Life-Card-Management, sonst bist du schnell out-of-order“. Eine grandiose Idee, diese Vernetzung aller möglichen Dienstleistungen. Du kriegst den Kopf frei und genießt das Leben. Mensch, alles so schön bunt hier! Schluss mit dem Gehetze, Öffnungszeiten. Einfach die Card im PC oder Handy einlesen lassen und Aufträge erteilen. Klar, es entstehen Unmengen an persönlichen Daten. Aber, hey, Massenüberwachung alltäglichen Lebens ist Fakt im 21. Jahrhundert. Gerade erst hat die Word-Web-Foundation in ihrem Webindex 2014/15 festgehalten, daß dieses Phänomen in 84 Prozent aller Länder weltweit stattfindet. Begünstigt durch die Smartphontechnik und generationsübergreifendem Leben im permanenten Bereitschaftsmodus. Herr Herold* aus den 70er/80er Jahren wäre begeistert. Die damalige Rasterfahndung ist ja angesichts der digitalen Erfassung alltägliches Lebens in ungeahnter Präzision möglich. Daneben machen sich die „besorgten“ Eltern selber zu Tätern, indem sie ihren Kindern Smartphones schenken, in denen das GPS und Mikro im Hintergrund permanent online ist. Natürlich alles nur zum Schutz der kleinen Lieben!

Er erinnerte sich an das letzte Meeting mit ihrem Führungsoffizier und das ungläubige Staunen aller Versammelten. Neue Order von ganz oben: Rückkehr zu uralten Techniken der geheimen Nachrichtenübermittlung. Die Devise: Je einfacher und traditioneller, desto unauffälliger. Wer kommt heute noch auf die Idee, geheime Botschaften mit Zitronensaft zu Papier zu bringen, damit sie der Empfänger über einer Kerze sichtbar macht? Und tote Briefkästen zu nutzen! Seitdem bekannt wurde, daß führende Geheimdienste sich permanent von kriminellen Gruppen die aktuellste Entschlüsselungssoftware kaufen, sei eine „rote Linie“ überschritten worden. So die Begründung der obersten Leitung. Wie hatte sein Führungsoffizier abschließend festgestellt:“ Bewege dich im Schwarm, sei Bestandteil des Mainstreams, aber subversiv wirken geht nur noch, wenn du auf digitale Technik verzichtest.

*= Damaliger Präsident des BKA

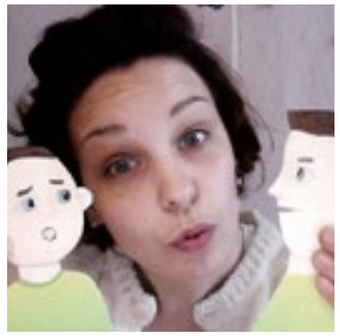
Martin Märtens
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach diversen journalistischen Stationen arbeitet er mittlerweile als Redaktionsleiter für ein Stadtmagazin. Das größte Hobby neben Fußball und Musik: die Salz- und Frischwasserangelei.

Peter Gough
wurde 1975 in Dublin geboren wo er Kommunikations-Design, studiert hat. Er arbeitet seit 1996 in Bremen als Designer. Neben seiner selbstständigen Arbeit ist er ehrenamtlich im Vorstand des Klub Dialog und Lehrender an der Hochschule Bremen.

www.ire-bremen.de

Steffi Urban
kam 1972 im Ostharz zur Welt. Nach dem Mauerfall schlug sie zunächst die Beamtenlaufbahn ein, ehe sie sich für eine journalistische Laufbahn entschied. Heute arbeitet sie als Redakteurin, ist leidenschaftliche Fotografin, Kinobesucherin, Norwegenbesucherin, Norwegischlernerin, Klavierspielerin sowie Konzertgängerin.

Matthias Höllings
Der Plan war anfangs, als Maurer oder Rennfahrer sein Geld zu verdienen. Als das so nicht klappte, wurde er zunächst Diplom-Sozialpädagoge, um dann anschließend, nach einigen Stationen bei Stadtillustrierten, als Pressesprecher bei der Stadthalle in Bremen zu landen. Dort arbeitet der heute 61-jährige Beatles-Fan und bekennende Zugfahrer noch immer, auch wenn die Halle mittlerweile ÖVB-Arena heißt.



Ann-Kathrin Radtke
wurde 1983 in Eutin an der Ostsee geboren. Seit sie 2011 ihr Design-Studium an der Hochschule für Künste erfolgreich beendet hat, arbeitet sie freiberuflich als Illustratorin, Cartonistin und Schnellzeichnerin. Sie ist Mitbegründerin von 16zumoin und liebt es, zu animieren und Charakters zu entwickeln. Portrait-Zeichnen, Yoga und Tanzen sind ihre liebsten Hobbies.

www.ann-kathrin-radtke.com

Annica Müllenberg
ist 1979 geboren und arbeitet seit 2010 als Redakteurin in Bremen. Sie hat in Leipzig und Bremen Politikwissenschaften studiert und interessiert sich besonderes für Themen rund um Theater, Kunst und Kultur.

Kai Hennes
rockt … und erzählt dabei Geschichten. Witzig, provokant, skurril mit einer ordentlichen Portion Tiefsinn. Nur mit seiner Akustikgitarre, dazu deutschsprachigen Texten schafft er es das Publikum innerhalb weniger Momente in seinen Bann zu ziehen und aus der Bahn zu werfen. Reinhard Mey trifft Reinald Grebe trifft es fast, aber doch nicht ganz. Kai Hennes ist neu, ist eigen – eben ein moderner Liedermacher.

Julia Engelmann
wurde 1992 in Bremen geboren. Nach dem Abitur spielte sie zwei Jahre lang die Franziska Schubert in dem Daily Drama „Alles was zählt“ (RTL). Derzeit studiert sie Psychologie in Bremen und geht ihrem Hobby als Poetry-Slammerin nach.

Tobias Meyer
arbeitet in einer Medienagentur für verschiedene Publikationen. Nebenbei studiert er Internationale Fachjournalistik an der Hochschule Bremen im sechsten Semester. Ab Juli ist das mit 22 Jahren jüngste Mitglied unseres Kollektivs ausgebildeter Redakteur.

Karin Mörtel
(Jahrgang 1979) lebt und arbeitet als freie Journalistin in Bremen. Eine der folgenden Sachen hat sie nie erlebt: Fallschirmsprung aus 3500 Metern Höhe, zehn Jahre Blockflötenunterricht genossen, ein Tag in Las Vegas verheiratet gewesen.

Lasse Timm
1977 geboren, seitdem - trotz einjährigem Ausflug nach Rotenburg - mit Bremen verwachsen. Liebt Musik. Spielt Trompete bei den bekloppten Mönchen. Mag die Buchte sehr. Legt gern Platten auf und organisierte die letzten Jahre viele Konzerte und Partys. Der Text im BOM13 #3 ist seine erste schriftliche Veröffentlichung seit seinem Metalfanzine „Burnout“ Mitte der 90er. Sozialarbeiter im Jugendamt. Hatte zum Zeitpunkt des Fotos pfeifendes Drüsenfieber und trägt sonst ne Brille.

Chris Helmbrecht,
Jahrgang1971, lebt – nach Stationen in New York und Teneriffa – seit zehn Jahren in Moskau. Nach einer Karriere als Bundespolizist und als einer der besten Extrem-Snowboarder Deutschlands, betreibt er heute eine Kreativagentur und gehört zu den bekanntesten Partymachern und DJs der Stadt. Sein Blog auf stern.de über das wilde Leben in der russischen Metropole machte Furore.

Max Vähling,
besser bekannt als Jähling, ist Diplomsoziologe sowie freiberuflicher Autor, Zeichner und Webdesigner. Er zeichnet Comicserien wie „Monsterjägerin Conny Van Ehlsing“ und „Reception Man“ und veröffentlicht – neben seinem Eigenverlag Dreadful Gate Productions – in Magazinen und Anthologien quer durch die deutschsprachige Independent-Szene.

Laura Bohlmann
wurde 1989 geboren und kam wegen des Journalistik - Studiums nach Bremen. Seit einem halben Jahr versucht sie sich als freie Journalistin im Norden. Während ihres Auslandssemesters in Indien hat sie ihre Liebe für den Subkontinent entdeckt und wird ab Oktober ihren Master in „Modern Indian Studies“ in Göttingen beginnen. Danach träumt sie von einem Reporterdasein in Indien. Noch ist sie skeptisch ob des Erfolgs.

Sigrun Strangmann
Es war der 22. September des Jahres 1981, als Sigrun zur Welt kam. Heute arbeitet sie als freie Fotografin in Bremen und Oldenburg und hat ihren Schwerpunkt auf People Fotografie gesetzt, inszeniert aber auch gerne Stillleben und Food.

www.sigrunstrangmann.com

Frank Schümann,
Jahrgang 1965, arbeitete als Redakteur unter anderem für das Delmenhorster Kreisblatt, das Westfalen-Blatt und Die Welt. Ist bekennender Rock-Fan, schrieb aber zwei Bücher über das Theater. Seit 2005 ist er als Pressesprecher für das Theater Bremen tätig.

Sven Förster
wurde 1971 in Bremen geboren. Nach dem Studium der Sozialwissenschaften zog es ihn von Göttingen nach Frankfurt, wo er heute mit seiner Lebensgefährtin und seinen beiden Töchtern lebt.

Sönke Busch,
geboren 1980, Privatier und Schriftsteller. Nach der erfolgreichen Absolvierung seiner herausragenden Schullaufbahn studierte Sönke Busch Filmregie in Wien. Es folgten langjährigen Studienaufenthalten in Berlin, St. Tropez , New York und Internet. Bald schon zog es ihn jedoch zurück in seine Heimatstadt, um sich ausgiebigst den seltsamen Vorkommnissen dieser besten aller Städte zu widmen.

Sylvia Roth,
1972 im Schwarzwald geboren, wollte eigentlich Fahrradmechanikerin werden, studierte dann aber Musikwissenschaft und arbeitet seit elf Jahren als Operndramaturgin an verschiedenen Theatern dieser Republik. Sie liebt Kaugummiautomaten, Sushi, Tatort Münster und lebt trotz unstillbaren Heimwehs nach Lissabon gerne in Bremen.

Vanessa Salbert
beendet derzeit ihr Studium der internationalen Fachjournalistik an der Hochschule Bremen. Im April 1990 wurde sie in Delmenhorst geboren. Mit einem Zwischenstopp in London, arbeitet und lebt sie seit fünf Jahren in Bremen. Nebenbei schreibt sie für eine lokale Tageszeitung und einen Lifestyle-Blog.

Christian Rittershofer
lebt in Frankfurt/M. und ist Autor des Lexikons „Politik, Staat, Gesellschaft“ (Beck/dtv)

Viola Diem
ist in einem kleinen Dorf in Niedersachsen aufgewachsen. Dort hat sie fast ein Jahrzehnt bei Wind und Wetter Zeitungen verteilt, bis ihre eigenen Artikel irgendwann veröffentlicht wurden. Wie in alten Austräger-Zeiten ist auch heute das Fahrrad selbst bei Regen, Schnee und Sturm noch ihr liebstes Fortbewegungsmittel. Wenn sie im Haus sitzt, dann mit Freunden und Kaffee, zum Fußballschauen, Spanisch lernen oder Krimis lesen.

Andreas Schnell,
Jahrgang 1967, lebt und arbeitet in Bremen als freier Journalist. Seine Magisterarbeit schrieb er über Erich Mühsams Theaterstück „Die Freivermählten“.

Gianna Lange
hat Silvester knapp verpasst und kam Anfang 1988 in Bremen zur Welt. Sie studiert Internationale Fachjournalistik und fragt sich schon lange, ob ein Literaturstudium nicht besser gewesen wäre. Antwort: vielleicht. Das Auslandssemester in London wurde zum lang ersehnten Ausflug in die Welt des Films und der Literatur. Seitdem mussten die journalistischen den kreativen Texten weichen und sie schreibt, wie es ihr passt: auf Englisch, auf Deutsch, kurz, lang, bitter, süß.

Jörg Obernolte
kam 1970 in Lemgo im Kreis Lippe zur Welt. Der Diplom-Gestalter für Fotografie und Medien liest in seiner Freizeit gerne, versucht viel Zeit mit der Familie zu verbringen und liebt es, Kunst in seiner „Wunderkammer“ zu produzieren.

Sabine van Lessen
Am Meer geboren, schreibt am Fluss. Studium und Diplom der bildenden Kunst und Fotografie an der Hochschule für Künste in Bremen. In diesen Bereichen viele Preise und das, was man erfolgreich nennt. Seit 1998 fast ausschließlich der Literatur verschrieben. Charakteristisch für die literarische Arbeit ist die Lust an der Verknüpfung von Elementen aus unterschiedlichsten Kunstbereichen.

www.wortforschung.de

Harald Grobleben
schreibt und komponiert eigene Texte und Songs auf deutsch und englisch. Er ist seit 2009 mit verschiedenen Programmen auf den Kleinkunstbühnen der Republik unterwegs. Dabei bewegt er sich vom Bossa Nova über Chanson bis hin zum Folksong und Blues.

www.harald-grobleben.de

Yvonne Janetzke,
91 geb. in Bremen, studiert Kreatives Schreiben & Kulturjournalismus.

Sie mag Schildkröten, fließendes Wasser, Brücken und Zitrusfrüchte.

Philipp Bode
wuchs als Kind eines Pastors und einer Psychologin in Bremen auf. Über die Umwege Barcelona, Valencia, Tunis, London und Melbourne landete er schließlich in Köln um Geschäftsführer einer Hamburger Unternehmensberatung zu werden. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder und mag den FC Bayern.

Kornelia Otte,
lebt seit 14 Jahren in Bremen und ist Lehrerin für Deutsch, Englisch und Philosophie. Sie liebt ihre Arbeit, ihre Freunde und das Reisen. Sie gibt sich Mühe, nicht zu viele Zigaretten zu rauchen und ein freundlicher Mensch zu sein. Und manchmal schreibt sie auch.

Impressum

Martin Märtens, Redaktion
Peter Gough, Gestaltung
Sigrun Strangmann, Fotografie
Jan Kranefeld, Programmierung
Steffi Urban, Redaktion & Fotografie
Matthias Höllings, Redaktion
Annica Müllenberg, Redaktion
Jörg Obernolte, Fotografie
Julia Engelmann, Redaktion
Tobias Meyer, Redaktion
Vanessa Salbert, Redaktion
Laura Bohlmann, Redaktion
Chris Helmbrecht, Redaktion
Max Vähling, Comic-Illustration
Ann-Kathrin Radtke, Titel-Illustration
Lasse Timm, Redaktion
Frank Schümann, Redaktion
Karin Mörtel, Redaktion
Sönke Busch, Redaktion
Josie Majetic, Redaktion
Harald Grobleben, Redaktion
Sven Förster, Redaktion
Felix Jongleur, Redaktion
Christian Rittershofer, Redaktion
Sylvia Roth, Redaktion
Andreas Schnell, Redaktion
Gianna Lange, Redaktion
Kai Hennes, Redaktion
Sabine van Lessen, Redaktion
Viola Diem, Redaktion
Yvonne Janetzke, Redaktion
Kornelia Otte, Redaktion
Philipp Bode, Redaktion

Kontakt: redaktion@bom13.de